




# Leo Fischer

von

P. EMMANUEL SCHERER, O. S. B.

Dr. phil. nat.

Mit sieben Bildnissen und einer Handschriftprobe




Beilage zum Jahresbericht 1906/07

≡ Kantonale Lehranstalt Sarnen ≡



SARNEN 1907

Buchdruckerei Louis Ehrli





*Leo J. Scherp*

Nach einer Photographie aus dem Anfang der neunziger Jahre.  
Unterschrift eines Briefes aus derselben Zeit an Heemstede.



# Leo Fischer

Versuch einer Darstellung  
seines Lebens und Schaffens

von

P. EMMANUEL SCHERER, O. S. B.  
Dr. phil. nat.

Mit sieben Bildnissen und einer Handschriftprobe



SARNEN 1907  
Buchdruckerei Louis Ehrli

# Ein Totengruß.

Am allerfrühesten  
gedank't ich jemandem  
Weil er der Sarnen.

Wie möglich ich so gerne  
Lied dir noch einmal sage!

Am allerfrühesten  
da schmückst du dein Grab  
Weil er der Sarnen  
Mit feinerer Lebere  
Und Blumen voller Lust.

So schmückst du auch verlassene  
Es sieht wohl dein Grab  
Weil er der Sarnen.  
Nur Gottes Willen kann  
Ein schöner Trauf sein.

Sarnen, 26. Januar 1890.

Faksimile eines ungedruckten Gedichtes von P. Leo Fischer.

Der Totengruß gilt dem am 25. April 1864 verstorbenen und in Venedig  
begrabenen Vater des Dichters.

Original in der Bibliothek zu Sarnen.

Den Freunden und Schülern  
des Verewigten!

## Vorwort.

---

Wenn wir auf den nachfolgenden Blättern den Versuch unternehmen, das Leben und Schaffen Leo Fischer's darzustellen, so erfüllen wir damit in erster Linie eine Pflicht der Dankbarkeit und Pietät gegen den Dahingeshiedenen, in dem wir einen unvergesslichen Lehrer und treuen Führer in das Reich alles Schönen und Grossen verehren. Bei seinem Tode ist von Freunden und Verehrern wohl manches über ihn geschrieben worden; insbesondere waren es seine Schüler Heinrich Federer und Professor Dr. Josef Böllenrücher, welche das Bild des Verewigten im Angedenken der Mitwelt festzuhalten versuchten: der erstere in einigen kostbaren Skizzen, die in verschiedenen Tagesblättern und Zeitschriften erschienen, der letztere in einer tief empfundenen Studie, die er im achtzehnten Jahrgange der „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden“ niederlegte. Aber die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Gange schreitet auch über die treuesten und liebelichsten Zeugnisse und Denkmäler hinweg und lässt sie samt denen, welchen sie errichtet wurden, in Vergessenheit geraten. — Zwölf Jahre werden am künftigen 16. August seit dem Tode Leo Fischer's verflossen sein, und er ist schon beinahe ein Vergessener! So rasch lebt die heutige Zeit!

Wir haben aber das Gefühl, dass eine so reiche Persönlichkeit wie die seinige, ein Dichter von so unvergleichlichem Können, ein so begeisternder Lehrer und treuer Freund der Jugend, aus dem Gedächtnis der Mitlebenden nicht spurlos verschwinden dürfe. Das ist der zweite Grund, der uns bewogen hat, die vorliegende Arbeit in Angriff zu nehmen. Dazu kam noch ein Drittes. Wenn immer wir mit alten Freunden und einstigen Studiengenossen zusammentrafen und die Rede auf vergangene Tage zurückgriff, tauchte unwillkürlich aus der Fülle gemeinsamer Jugenderinnerungen auch die hohe Gestalt des einstigen verehrten und geliebten Lehrers auf. Und man sprach von ihm mit jener treuen und liebevollen Anhänglichkeit und begeisterten Hochschätzung, wie sie nur ein Gottbegnadeter in den Herzen einstiger Schüler hinterlassen kann. Wir haben gedacht, dass ein Lebensbild des Verewigten seinen alten Schülern und seinen einstigen treuen Freunden eine willkommene Gabe sein müsste.

So ist die vorliegende Arbeit entstanden und den Freunden und Schülern des Heimgegangenen widmen wir dieselbe. Der Mängel und

Fehler, welche ihr anhaften, sind wir uns gar wohl bewusst; so manche Lücke bedürfte noch einer Ergänzung, so Manches in der Darstellung könnte noch abgerundeter sein, allein man möge mit uns Nachsicht üben. Unsere Zeit war beschränkt und Niemand möchte es glauben, wie schwierig es war, gerade das biographische Material auch nur einigermaßen vollständig zusammenzubringen. Wie viele Briefe haben wir umsonst geschrieben, an wie manche Türe haben wir umsonst geklopft! Dennoch glauben wir, dem Dahingeshiedenen ein würdiges Denkmal aufrichten zu können, bescheiden aber wahr und gerecht, wie das innerste Wesen des Mannes selbst war.

Mit der Beigabe von Texten und Gedichten, deren eine grössere Anzahl hier zum erstenmale veröffentlicht werden, glaubten wir nicht kargen zu sollen, da gerade solche Dinge eine derartige Arbeit geniessbar machen, ja ihre beste Würze bilden. So dürften auch die besten Kenner Leo Fischer's und seiner Werke in der vorliegenden Darstellung einiges Neue finden, sei es an Lebensumständen, sei es an bisher unbekannten Erzeugnissen seiner Muse. Dennoch konnte an ungedruckten Gedichten, die mitteilenswert erschienen wären, auch hier lange nicht alles aufgenommen werden, sollte nicht der Umfang der Arbeit allzuweit ausgedehnt werden. Aber vielleicht, wenn uns ein gütiges Geschick Gesundheit und Leben bewahrt, dürfen wir hoffen, in einigen Jahren, sobald die Werke Leo Fischer's frei werden, den Verehrern seiner Muse alsdann auch dasjenige, was bisher noch unveröffentlicht geblieben ist, in einer würdigen Gesamtausgabe zu erschliessen und ihrem froh erstaunten Auge vorzuführen.

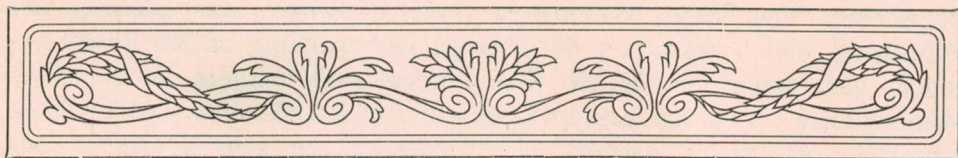
Noch bleibt uns die angenehme Pflicht übrig, aller derjenigen, die uns bei der vorliegenden Arbeit mit Rat und Tat unterstützt haben, dankbar zu gedenken. Es sind vor allem die Herren Universitätsprofessoren Dr. H. Noldin S. J. Innsbruck und Dr. Max Limbourg S. J. Wien, Leo van Heemstede in Oberlahnstein, Heinrich Federer in Zürich und Professor Dr. Josef Böllenrücher in Luzern. Nehmen wir hinzu die mannigfaltigen Unterstützungen und Mitteilungen von zahlreichen unserer verehrten Kollegen und Mitbrüder, so sind wir für dieses alles den wärmsten Dank schuldig, welchen wir hiemit aussprechen.

SARNEN, im Mai 1907.

P. E. SCHERER.

I.  
Leben.





## Eltern, erste Jugend, Venedig.

„Der ferne Raum  
Der Heimatflur,  
Gleich wie ein Traum  
Erscheint er nur!“

Am 25. Juni 1855 wurde zu Vöslau bei Wien dem Hofmeister und Erzieher beim Reichsgrafen Moritz Fries, Hermann Otto Fischer und seiner Ehefrau Maria Elisabeth geb. Augsburg, ein Sohn geboren: es ist unser spätere Pater Leo Fischer. Trotzdem die Eltern nicht dem katholischen Bekenntnisse angehörten, der Vater war evangelisch Augsbургischer Konfession, die Mutter evangelisch Helvetischer Konfession, wurde der Knabe doch am darauffolgenden 7. Juli 1855 nach katholischem Ritus getauft und erhielt die Namen Otto Ludwig Bartholomäus. Den Taufakt vollzog der Hochwürdige Herr Gilbert Kerschbaumer und als Pate funktionierte Bartholomäus Willy, Erzieher beim Grafen von Fünfkirchen. Diese Angaben entstammen dem Taufbuche der Pfarrei Gainfarn im Bezirk Baden, wohin Vöslau pfarrgenössig ist. Ueber die erste Jugend Leo Fischer's erfahren wir sonst kaum etwas.

Auch über seine Eltern liegen nur wenige Nachrichten vor. In einer Notiz des verstorbenen P. Nikolaus Vogt, der mit P. Leo innig befreundet war und es wohl wissen konnte, werden dieselben als sehr angesehen



P. Leo's Vater,  
**Otto Hermann Fischer.**  
Nach einer Photographie aus den fünfziger  
Jahren aus dem Atelier Lehmann, unter den  
Linden, Berlin.  
Original in der Bibliothek zu Sarnen.

bezeichnet. Der Vater, Hermann Otto Fischer, war gebürtig aus Havelberg, einem Städtchen der Provinz Brandenburg, an der Havel gelegen, kurz bevor sie in die Elbe mündet und bekannt durch seinen schönen Dom. Von den äussern Lebensumständen Hermann Otto's wissen wir leider gar nichts näheres, doch muss er ein sehr gebildeter und treuer, zuverlässiger Mann gewesen sein, sonst hätte er unmöglich in solche Vertrauensstellungen gelangen können, wie er sie tatsächlich beim Reichsgrafen Fries und später beim Fürsten Hohenlohe inne hatte. Durch einen glücklichen Zufall ist uns wenigstens ein Bild dieses trefflichen Mannes erhalten geblieben. Es zeigt uns ein offenes Gesicht mit klugen,



P. Leo's Mutter,  
**Frau Maria Fischer, geb. Augsburg.**

Nach einer Photographie von ca. 1864  
aus dem Atelier Perini in Venedig.  
Original in der Bibliothek zu Sarnen.

gütigen Augen und feinen etwas strengen Zügen. Die Photographie stammt aus dem Atelier H. Lehmann & Co. U. d. Linden 51 Berlin, aus welchem Jahre wissen wir nicht, wahrscheinlich aus dem Anfang der fünfziger Jahre.

Ueber die Jugendgeschichte der Mutter des Dichters ist uns ebenfalls recht wenig bekannt. Maria Elisabeth Augsburg stammte aus Norden in Hannover; das Geburtsjahr kennen wir nicht. Norden ist ein kleines Städtchen in Ostfriesland, an einer zu dem Nordseebusen Leisand führenden Tief. 1835 war sie in Emden, einer nahegelegenen etwas

grösseren Stadt, gegenüber von Groningen am Dollart, 1847 in Karlsbrunn in Oesterreichisch-Schlesien, 1849 in Koschentin, einem Dörfchen im östlichen Winkel von Preussisch-Schlesien, auf einem Hügel an der Leschnitza. Ein Bild aus späterer Zeit, etwa von 1864, aus dem Atelier Perini in Venedig, zeigt uns eine sympathische Frau, in edler Haltung, mit ausgesprochen friesischer Gesichtsbildung, feinen durchgeistigten Zügen, welche die Spuren inneren Leidens und Kämpfens deutlich erkennen lassen. 1855 finden wir sie dann als Gattin Hermann Otto Fischer's in Vöslau, ebenfalls in Diensten des Reichsgrafen Fries, als Erzieherin. Sie muss eine hochgebildete Dame gewesen sein und von ihr hat der Sohn Otto nicht nur die, besonders im Profil auffallend ähnlichen Gesichtszüge, sondern neben dem väterlichen Erbe wohl den besten Teil seines reichen Talentes und seine künstlerischen Anlagen als Angebinde mit auf den Lebensweg bekommen. Maria Fischer war auch Dichterin; sie kannte mehrere Sprachen, so die spanische, französische, englische, aus denen sie Gedichte ins Deutsche übertrug. Solche Uebersetzungen und ein paar eigene Gedichte, die ihr Sohn pietätsvoll aufbewahrt hat, liegen uns noch vor, darunter auch ein tiefempfundenes Gedicht „Trost“, datiert Emden 1835. Wir können uns nicht versagen, die schönen Strophen, welche das innerste Wesen dieser Frau durchblicken lassen, hierher zu setzen.

### Trost.

Mut, nur Mut, die gramerfüllten Stunden  
Sind ja bald dahin.  
Hoffend wird es leichter überwunden,  
Kräft'ge deinen Sinn.

An der Hand der ewigen Vorsicht steige  
Still den Weg hinan,  
Vor der Weisheit deines Gottes neige  
Dich und halte d'ran.

Rastlos eilt der Zeitenstrom von hinnen,  
Tag auf Tag davon,  
Und ob hier auch bittre Tränen rinnen,  
Oben harrt der Lohn.

In den hohen, heil'gen Himmelswelten  
Heilt das wunde Herz,  
Und dein Gott und Vater wird vergelten  
Jeden Erdschmerz.

Ewig waltet über uns sein Segen  
Uns schützt seine Hand —  
Trau auf ihn, führt auch auf rauhen Wegen  
Er zum Vaterland!

Welch tiefer frommer Glaube und welches Gottvertrauen tritt uns aus diesen schlichten Versen entgegen! Wer so glaubt und vertraut auf Gottes Führung, der muss den rechten Weg finden. Und dieses Herz hat ihn gefunden, wenn vielleicht auch unter Kämpfen und Zweifeln. Bald nach der Geburt ihres Sohnes traten beide Eltern zur katholischen Religion über, nach einigen Nachrichten schon 1857, nach andern erst 1862 in Venedig; das erstere scheint uns aus mehreren Gründen wahrscheinlicher, wenigstens für Maria Fischer, doch ist möglich, dass ihr Gatte erst 1862 convertierte.

Die erste Jugend verbrachte also Otto Fischer in Vöslau bei Wien; bald aber begann für ihn ein förmliches Wanderleben. 1859 traten seine Eltern in die Dienste des Herzogs von Ratibor und zogen deshalb nach Rauden in Oberschlesien. Doch schon am Ende des folgenden Jahres 1860 folgten sie der fürstlichen Familie Hohenlohe-Langenburg nach Venedig. Ueber Otto selbst erfahren wir aus dieser Zeit nicht viel. Wir wissen nur, dass er sich körperlich und geistig ausserordentlich rasch entwickelte, sodass deswegen Befürchtungen auftraten und die Aerzte die sorgsamste Ueberwachung anordneten. In der Obhut seiner liebenden Eltern, besonders der treubesorgten Mutter, wuchs der Knabe heran. Wie ernst diese ihre Mutterpflichten nahm, beweisen uns ein paar Blätter, von ihrer Hand in jener Zeit niedergeschrieben, bestimmt, einst ein Wegweiser für ihren Sohn und eine Erinnerung an die Mutter zu sein, wenn sie nicht mehr unter den Lebenden weilen würde. Innige Gebete um das Heil ihres Kindes und treue, tiefreligiöse Ermahnungen an ihren Sohn, wechseln miteinander ab.

„Mein Otto, mein geliebtes Kind! So betet deine Mutter für dich jeden Tag ihres Lebens; noch versteht dein liebes, kleines Herz nicht recht, was ein solches Muttergebet heisst; wenn du einmal diese Worte lesen wirst, dann wirst du sie schon besser verstehen und mit Gottes Gnade wirst du sie dann immer besser verstehen lernen. O, mein Kind, vergiss ihrer nie!

„Wenn der allgütige Gott mich den Tag erleben lässt, wo ich dieses Büchlein selbst in deine Hände legen kann, mein Otto, siehe, dann wirst du im Herzen all' die Liebe lesen, mit der deine Mutter dich liebt und mit der sie diese Worte für dich schreibt. Aber vielleicht steht mein Herz mit all seiner Liebe für dich längst vorher still, und in deinem Herzchen lebt nur noch schwach das Bild deiner Mutter und die Erinnerung, dass du sie einst in stillen Stunden an diesen Blättern hast schreiben sehen. Mein Kind, deine Mutter hat dann aber ihre Gebete für dich mit hinüber genommen in die Ewigkeit und denke dann, dass du deine Mutter für dich beten hörst und dass sie segnend ihre Hand auf dein liebes Haupt legt, und dann bitte den Gott der Gnade, deinen Vater im

Himmel, dass er die Gebete deiner Mutter erhöere und an dir in Erfüllung gehen lasse, auf dass du aufwachsen mögest zu seiner Ehre und ihm dienen dein Leben lang; und bitte die heiligste Jungfrau um ihren Schutz und ihre Fürbitte bei ihrem himmlischen Sohne, Jesus Christus und bete dann stille ein Vaterunser für deine Mutter.“

Welch' eine Mutter, rufen wir aus beim Lesen dieser Zeilen. Da kann es uns fürwahr nicht wundernehmen, wenn sie auf einer der nächsten Seiten mit der hl. Blanka von Kastilien auch zu ihrem Otto spricht: „Mein liebes Kind, ich wollte dich lieber sterben sehen, als dass du jemals eine Todsünde begingest. „ . . . . Otto, mein geliebtes Kind! Siehe, so bete ich täglich für dich und über dich, dass ich lieber dich mein einziges Kind, die Freude meines Lebens, will sterben sehen in deiner Unschuld, als dass ich dich verloren sehen sollte, auf dem Wege der Sünde!“ Ein paar Seiten weiter lesen wir: „Das Kind Jesus! O, möge dies Bild dich immer daran erinnern, wie ich dich schon als kleines Kind zu Ihm geführt, dich Es lieben gelehrt und Ihm geweiht habe und mögest du immer inniger Ihm anhängen, immer gehorsamer Ihm dienen, immer freudiger Ihm folgen lernen! O mögest du Ihm treu bleiben dein Leben lang!“

Und auf eines der folgenden Blätter setzt diese vorbildliche Frau und Mutter ihrem Sohne die nachstehenden tiefsinnigen Verse des grossen Kämpfers für die Freiheit der Kirche, Clemens August von Droste-Vischering hin, wie zu einem Wahlspruch seines künftigen Lebens, „auf dass du aufwachsest in der Liebe Gottes und zu seiner Ehre und dass du auch dein ganzes Leben Ihn verherrlichest“:

„Stell himmelwärts, stell himmelwärts,  
Wie eine Sonnenuhr dein Herz!  
Denn wo das Herz nach Gott gestellt,  
Da geht es mit dem Schlag; da hält  
Es jede Prob' in dieser Zeit,  
Und hält sie in der Ewigkeit;  
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,  
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,  
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemut  
Bis zu dem letzten Stündlein gut;  
Und steht's dann still in seinem Lauf,  
Zieht's unser lieber Herrgott auf.“

Doch nicht nur für die religiöse Seite der Erziehung sorgte die treue Mutter, auch die reichen Talente des Knaben erfuhren frühe die sorgsamste Pflege. Er genoss mit den Fürstenkindern den gleichen Unterricht und brachte mit denselben auch die freie Zeit zu, in Spiel und Erholungen. Einen Teil seines Schulunterrichtes scheint er in Venedig, in einer wohl deutschen Primarschule genossen zu haben; Venedig war ja

damals noch österreichisch und besass also wohl auch eine deutsche Schule. Am 18. Mai 1862 empfing der damals siebenjährige Otto das Sakrament der hl. Firmung, durch den Fürstbischof von Görz, Andreas Gollmayr. Die hl. Handlung wurde in der Hauskapelle des fürstbischöflichen Palastes in Görz vollzogen. Pate stand kein geringerer, als Egon Karl Fürst von Hohenlohe selbst. — Einen Teil des Jahres, die Sommermonate, verbrachte die fürstliche Familie in Duino, das auf einer Halbinsel des Golfes von Triest herrlich gelegen ist. Auf halbem Wege von dort nach Triest befindet sich Schloss Miramar. Ein Sommerabend des Jahres 1864 hat dem Knaben und spätern Manne einen unverlöschlichen Eindruck hinterlassen.

### Miramar.

In meiner Kindheit Tagen	Von Mejicos Gestaden
Beging man einst ein Fest:	Gesandte zogen ein,
Im Abenddunkel lagen	Mit bess'rer Fracht beladen
Die Küsten von Triest.	Als Gold und Edelstein.
Doch Freudenfeuer sprühten	Sie brachten eine Krone
Zum Himmel stolz und klar,	Zum Angebinde dar
Sie sprühten und sie glühten	Dem jungen Königssohne
Beim Schlosse Miramar.	Im Schlosse Miramar.

Er liess die Segel schwellen  
Gen Sonnenuntergang.  
Was rauschten ihm die Wellen?  
Sie rauschten Grabgesang.  
Verrätern fiel zur Beute  
Der königliche Aar,  
Und öde trauert heute  
Das Schloss zu Miramar.

So war der reichbegabte Knabe, der sich verheissungsvoll entwickelte, bald neun Jahre alt geworden; da traf ihn der erste grosse Schmerz seines Lebens. Am 25. April 1864 starb ihm sein Vater eines plötzlichen Todes. Mutter und Sohn hatten sich bereits zum Sommeraufenthalt nach Duino begeben, der Vater war noch in Venedig zurückgeblieben; da erlitt er einen Schlaganfall, der sein Leben rasch endete. Zu San Michele, einer dem eigentlichen Toteneilande Venedigs, Murano, benachbarten Insel, hat der Vater des Dichters die letzte Ruhestätte gefunden. Es ist schade, dass wir so gar nichts näheres von der Persönlichkeit dieses Mannes wissen, denn sicherlich ist er ein reich begabter, tieffrommer Mensch gewesen. Das letztere geht auch hervor aus verschiedenen Stellen in den oben erwähnten Aufzeichnungen der Mutter des Dichters. So heisst es an einem Orte aus dieser Zeit: „Jetzt Otto, sind die Kinderjahre vorüber — und dein treuer, frommer Vater ist heimgegangen in die Ewigkeit.“ Und an einer andern Stelle: „Kind, glaube

dem Andenken deines braven Vaters.“ In die Seele des Knaben muss sich dieser erste herbe Verlust tief eingesenkt haben. Noch in seinen spätern Gedichten begegnen wir manchen Erinnerungen daran, so in dem unveröffentlichten, ergreifenden Gedichte „Ein Totengruss“, das wir als Handschriftprobe diesen Blättern in Nachbildung beigegeben haben. Unter den unedierte Gedichten finden sich ferner zwei epanaleptische Distichen von 1893, die der Erinnerung an die Grabstätte des Vaters geweiht sind:

### Nach San Michele.

Ueber die Berge entflieht der wandernde Vogel nach Süden,  
Während der Sommer zugleich über die Berge entflieht.  
Grüßet ein einsames Grab auf rauschender Insel, ihr Schwalben,  
Wenn ihr zum Meere gelangt, grüßet ein einsames Grab.

Später wurden diese Zeilen zu einem Gedichte erweitert, welches sich unter dem Titel „Im Herbste“ den herrlichen Elegien der fünften Sammlung des Dichters eingereiht findet. Dort lautet der Schluss also:

„Fast wie Heimweh zieht es mich hin — o scheidender Sommer,  
Wenn du Venedig erblickst, grüsse ein einsames Grab!  
Ferne den Gassen liegts, auf Bäume beschattetem Eiland.  
Möge dem Ruhenden dort leuchten das ewige Licht.“

Und merkwürdig! Noch in einer zweiten Elegie dieser Sammlung, die zwanzig Jahre nach dem Heimgange des Vaters entstand, gedenkt er in rührender Innigkeit des Verewigten. In dem Gedichte „Lebe wohl“ schildert er die festliche Pracht eines südlichen Sonnenunterganges und die Bilder der Abendlandschaft:

„Schöneres konnten sich nicht und Edleres wünschen die Blicke;  
Dennoch erfüllten das Herz Bilder verwichener Zeit.  
Nur ein Blättlein pflückte ich ab von der Hecke der Rosen;  
Nur ein Wörtchen darauf schrieb ich, ein Lebe du wohl!  
Und das beschriebene Blatt entführte die kosende Strandluft,  
Räuberisch trug sie es fort bis in das Meer, in das Meer.  
Treiben sah ich es noch auf purpurn glühender Welle,  
Doch von dem blendenden Glanz, wurde das Auge mir feucht.“

So war also der Neunjährige eine Waise geworden, aber noch war ihm die treue Mutter geblieben. Eine Photographie aus den letzten Tagen des Aufenthalts in Venedig zeigt uns einen hochaufgeschossenen Knaben, mit einem geweckten Kindergesichte, in dem aber unzweifelhaft schon die hohe Begabung zu erkennen ist.

Graf August Fries, der die Vormundschaft des jungen Otto übernommen hatte, liess diesen mit seiner Mutter wieder über die Alpen zurückkommen; es galt Abschied zu nehmen vom schönen Süden, Abschied auch von einer teuren Stätte, die sein Fuss nie mehr betreten sollte. Die Eindrücke des Aufenthaltes in Venedig sind dem Knaben für immer geblieben; insbesondere die Stadt selbst mit ihrer Kunst und Schönheit, den Zeugnissen einstiger Pracht und Herrlichkeit, war ihm un-



**Otto Fischer**

im Alter von 9 Jahren.

Ausschnitt aus einer Photographie von 1864,  
aus dem Atelier Perini in Venedig.

Original in der Bibliothek zu Sarnen.

vergesslich. Dann auch das Meer, das ewige Meer! Noch in späteren Jahren erzählte er von den Erinnerungen seiner Jugend, die ihn gerne an diese klassische Stätte führten, wo ihm zum erstenmale Grosses in Natur und Kunst entgegengetreten war. Damals auch schon scheinen sich in dem lebhaften frühreifen Knaben schöngeistige Bestrebungen geregt zu haben und in einer köstlichen Epistel „Aus der Jugendzeit“, datiert: „Sarnen, an meinem Geburtstage, 25. Juni 1893“, schildert P. Leo, wie er erstmals Literaturgeschichtsprofessor und Dichter geworden. Sein ganzer Aufenthalt in Venedig mit aller Freude und sonnigen Heiterkeit, aber auch mit der Bitterkeit des Schmerzes um den verstorbenen Vater spiegelt sich darin wieder, so dass wir das interessante Gedicht wohl vollinhaltlich wiedergeben dürfen.

### **Aus der Jugendzeit.**

Werter Freund, du möchtest gern erfahren,  
Wie zur Germanistik ich gelangte,  
Auf den Lehrstuhl und zum Dichternamen.

Bis in mythische Kindheit führt die Frage  
Mich zurück. Denn heute schwebt's nur dunkel  
Mir noch vor, und nimmer würd' ich's wissen,  
Hätten meiner Jugend treue Wächter  
Mir es später nicht erzählt, dass einstens,  
Ehe noch die Zunge alle Worte  
Sicher formte, ich die Kindsmagd anrief:

„Hast du das Schloss gesehen,  
Das hohe Schloss am Meer?“

Wohl durch Zufall hatte ich die Verse  
Sagen hören und sie schön gefunden.  
Doch noch heute gilt mir unter allen  
Sängern Deutschlands als der liebste Uhländ.

Dieses war zu Wien. Noch ziemlich lebhaft  
Steht's vor mir, wie später ihre Schritte  
Nach Italien die Eltern lenkten.  
Meine erste Schülerin im Deutschen  
Ward ein Fürstenkind am fernen Meere,  
Wo der Fels, der Untergrund des Schlosses,  
Seinen Fuss im Wellensilber badet,  
Rings umduftet von des Süd's Oliven.  
Zwar aus altem deutschen Stamme war sie,  
Doch sie lernte bei der welschen Mutter  
Und in Welschland nur französisch stammeln.  
Diese zeigte mir im Bilderbuche  
Eine Katze einst und rief begeistert:  
Floh! Ein Floh! Da lehrt ich das Prinzesschen,  
Dass es puce verwechselte mit Pusy.  
Später noch im schattenreichen Hirschpark  
Oder auf den windigen Uferklippen  
Weiht ich sie, die nun geläufig deutsch sprach,  
In die Nationalliteratur ein:  
Ich erzählte ihr von Hans im Glücke  
Und vom Schneider, der das Fürchten lernte;  
Doch der Lieblingsgegenstand der Forschung  
Waren für uns beide die Gespenster.

Wieder kehrt ich von dem Schloss am Meere,  
Wieder kehrt ich zu der deutschen Heimat;  
Doch zurücke liessen wir den Vater  
Auf Venedigs stiller Toteninsel.  
Kinderschmerz ist laut, doch nicht beständig;  
Und ein Jahr darauf — es war mein neuntes <sup>1)</sup> —  
Wagt ich mit Erfolg zum erstenmale  
In das Joch den Pegasus zu spannen.

---

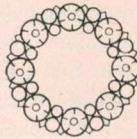
<sup>1)</sup> Diese Angabe stimmt nicht mit den oben mitgeteilten Daten; wahrscheinlich liegt hier ein Versehen des Dichters vor; es soll heissen „mein zehntes“.

Jenes erste Lied, es galt dem Lenze,  
Und begonnen hat es etwa also:

„Der Frühling kommt, der Frühling kommt!  
Welch eine frohe Botschaft!“

Doch auf Botschaft einen Reim zu finden,  
Ist ein Unternehmen, welches Not schafft.

Dieses Freund, war meiner Dichterlaufbahn  
Und des Lehrberufs bescheidner Anfang.





## Die Linzerjahre, Mariaschein, Prag.

„Dass nie der Unschuld Blüte  
Entblättrte ein Orkan,  
Beschirme und behüte  
Dich Gott auf deiner Bahn.“

Zurückgekehrt aus dem Süden, nahmen die Mutter, Otto und eine Tante zuerst Aufenthalt im Kloster Erla bei Wien, dann noch im gleichen Jahr in Linz. Im Herbst des nächsten Jahres 1865, trat Otto kaum zehn Jahre alt in Linz auf dem Freienberge in die erste Klasse des Gymnasiums ein und damit begann ein neuer Lebensabschnitt für ihn. Soviel aus den spärlichen Nachrichten zu ersehen ist, wohnte Otto aber nicht bei seiner Mutter und Tante, sondern in einem von den Patres Jesuiten geleiteten Konvikte. So gross war der Starkmut und die Opferliebe dieser Frau, dass sie, um die Zukunft ihres einzigen Kindes zu sichern, seine Erziehung ganz in die Hände bewährter Jugendbildner legte, wenn sie dadurch sich selbst auch das grösste Opfer bringen musste. In ihren für Otto bestimmten Aufzeichnungen findet sich die schöne Stelle:

„Mein liebes Kind, wie sicher bist du jetzt aufgehoben im Heiligtum des Herrn, — unter dem Schutze der gnadenvollen, unbefleckten Mutter Gottes und deiner Mutter, mein Otto; unter dem Schutze der Männer, mein Kind, die den Namen dessen tragen, in dessen Namen sich beugen sollen die Knie aller derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. — Mein Kind, lerne auch du in demütiger Liebe deine Knie beugen und deine Gedanken und wenn es sein müsste, dein Herz beugen und verdemütigen um des allerheiligsten Namens Jesu willen — und bitte Ihn, deinen Herrn und Heiland Selbst, seinen Namen einzuprägen in deine Gedanken und in dein Herz, damit er dereinst in der Herrlichkeit des Himmels auf deiner Stirne strahlen möge. Amen.“

Unter solchen Auspicien hatte also Otto seine klassischen Studien angefangen. Aus den ersten Jahren dieser Studien vernehmen wir wenig.

Nur einige Bücher, die einst P. Leo gehörten, und welche jetzt die Stiftsbibliothek in Gries aufbewahrt, geben uns Kunde, dass auch hier in seinen Studien die Hand und der Geist seiner unvergleichlichen Mutter ihn leiteten und ihm die Wege ebneten. In einem Exemplare der „Naturgeschichte des Pflanzenreiches in Bildern“ von Schubert in Esslingen stehen auf dem ersten Blatte von der Hand der Mutter geschrieben mehrere Zitate aus der hl. Schrift und darunter: „Zur hl. Weihnacht 1867.“ In einem weitem Bande „Das Mineralreich in Bildern“ von Kurr (Stuttgart, Esslingen 1858), lesen wir in der Handschrift der Mutter folgende Stellen aus Faber: „Wer fromm gesinnt ist, wird durch die Naturwissenschaften zu grösserer Frömmigkeit angeregt und betreibt ihr Studium als eine vorzugsweise religiöse Beschäftigung . . . . Die Schönheiten der Formen in Krystallen und Gewächsen sind wie ein Widerschein der unendlichen Schönheit Gottes . . . . Alle Wissenschaft ist ein Zeugniß von dem allein allwissenden Gott, und jedes erschaffene Wesen legt Zeugniß ab, von der Grösse und Macht und Weisheit und Güte seines Schöpfers. Wenn wir daher eine Wissenschaft nach der andern durchgehn, so werden wir finden, dass eine jede derselben, uns in verschiedener Weise Gott enthüllt, während die Verwandtschaften und die Beziehungen der verschiedenen Wissenschaften zu einander, wie in einem Spiegel jene höchste Herrlichkeit Gottes, seine ewig gepriesene Einheit zurückstrahlen.“

Und dann fährt die fromme Frau fort mit ihren eigenen Worten: „Jaspis, reines Gold und kostbare Edelsteine sind in der heiligen Schrift Sinnbilder der hl. Seelen in ihrer himmlischen Vollendung. Edelsteine sind ein schönes Sinnbild; sie trotzen der Zeit, sie nehmen wenig Raum ein, sie tränken sich mit Licht und strömen es in glänzenden Farben aus — ein Bild der vollendeten Seelen, die mit dem geistigen Lichte der ewigen Wahrheit Gottes sich tränken und darin in der ewigen Liebe erglücken. So mögen denn die Dinge dieser Zeit dich hinweisen auf die selige Ewigkeit und dein irdisches Leben dir den Weg zum ewigen, seligen Leben des Himmels bahnen. Mit diesem Wunsch und Gebet schenkt dir heute an deinem Geburtstag dieses Buch, den 25. Juni 1868, deine treue Mutter: Marie Fischer.“

Um diese Zeit scheint der junge Otto auch Mitglied des Dombauvereins in Linz geworden zu sein, laut einem uns noch erhaltenen Bildchen.

Im Herbst 1868 befand sich Otto in der dritten Klasse und kam am Freienberge in Linz unter die Obhut des nachmaligen Innsbrucker-Universitätsprofessors Dr. phil. et theol. P. Max Limbourg S. J. Dieser verblieb zwar nur ein Jahr Otto's Vorgesetzter und Präfekt, allein auch nach seinem Wegzuge von Linz nach Innsbruck, blieb er Otto ein wahrhaft väterlicher Freund, Lehrer und Ermahner in des Wortes edelster Bedeutung und beide blieben miteinander in eifrigem Briefwechsel. Von den

Briefen Otto Fischer's aus dieser überaus interessanten Zeit, ist uns leider nichts mehr erhalten. Dagegen besitzen wir noch 36 Briefe seines treubesorgten unermüdlichen Mentors, P. Max Limbourg, die sich über einen Zeitraum von beinahe zehn Jahren, 1869—1878 erstrecken. P. Max Limbourg, gegenwärtig in Wien, hat uns in liebenswürdiger und zuvorkommender Weise gestattet, diese Briefe zur Vervollständigung des Lebensbildes seines einstigen Schülers und spätern Freundes zu benützen, wofür wir ihm auch hier den wärmsten Dank aussprechen.

Er schreibt uns in seinem Briefe vom 14. März 1907: „Ich war nur ein Jahr sein Präfekt am Freienberg bei Linz, als er in der dritten Gymnasialklasse stand. Otto war ein stilles, in sich gekehrtes, unschuldiges Kind. Ueberall aber brach seine poetische Veranlagung durch . . . oft staunte ich über die Begabung dieses guten Kindes.“ Dieses einfache Urteil, fast vierzig Jahre nach jenen Linzertagen bestätigen uns auch die erwähnten Briefe; sie entrollen uns dabei ein fast detailliertes Bild.

Otto scheint ein ausserordentlich begabter Student gewesen zu sein, im ganzen und grossen war er wohl auch fleissig und strebsam, doch muss er von früh auf eine übersprudelnde Phantasie gehabt haben, die ihn manchmal etwas abzog und Verse machen, war schon in jenen ersten Gymnasiast Jahren seine Leidenschaft. In einigen Fächern, wie Mathematik und Griechisch scheint er nicht recht gearbeitet zu haben, aber auch sonst hie und da von seinen schönggeistigen Bestrebungen anderen Wissenszweigen etwas entfremdet worden zu sein. Diesem Vorwurf begegnen wir immer und immer wieder in den Briefen seines treubesorgten, wahrhaft väterlichen Freundes. So heisst es schon in dem ersten uns erhaltenen: „Folge meinem Rate, lege ernsthaft Hand an den Pflug, denn, — dies merke dir — es gilt für dich im Jahre 69“. In einem andern Briefe aus demselben Jahre heisst es: „Solltest du auch dieses Jahr mit wehleidiger Mühe aufsteigen, so wirst du doch kommendes Jahr oder noch später zurückbleiben, weil du eben der erforderlichen Vorbildung bar bist. Was für Gedanken werden dich dann quälen, da ja die Kinderschuhe nicht ewig getragen werden!“ In einem weiteren Briefe, datiert Innsbruck, 2. April 1871 lesen wir: „Mit deinem Zeugnisse bin ich utcunque zufrieden, im Griechischen hättest du mehr leisten können, nicht wahr? Also jetzt nur fleissig sein und beten, denn es fehlt dir nicht an Talent und Zeit<sup>1)</sup>, sondern an Ueberwindung“. Und mit humoristischer Färbung heisst es in einem folgenden Briefe aus Innsbruck: „Warum schreibst du mir nie ein Wort über deine Noten? Glaubst du — nein du kannst in dieser Beziehung nichts glauben, als

---

<sup>1)</sup> Die hier gesperrt gedruckten Stellen aus Limbourg's Briefen sind in den Originalen unterstrichen.

Glücklich wenn sich Seelen finden,  
Die einander wohl verstehen,  
Die einander Rosen winden  
Wenn die Trauerpalmen wehn . . . .

Für deine lieben Briefe meinen besten Dank. Grosse und nachhaltige Freude verursacht mir deine Note aus dem Griechischen. Der Fleiss überwindet alles!“

Und weiter am 11. Juni 1871 schreibt Limbourg: „Was mir nun zunächst betreffs deiner sehr angenehm wäre, kann dir nicht unbekannt sein. Das Semester geht zu Ende!! Benütze deshalb mein Otto diese Zeit recht gut, damit dein Zeugnis mich und manche andere Leute zufrieden stelle. Ohne Fleiss wird dir dies nicht gelingen, deshalb bitte ich dich heute noch inniger denn sonst, du mögest doch in diesen letzten Wochen dich recht überwinden und mit allem Eifer deinen Studien obliegen. Welche Mühe wird etwa reicher und süsser belohnt? Und deine Mama verdient es wohl auch um dich, dass du ihr diese so billige Freude bereitest.“

Ja gewiss verdiente es diese unvergleichliche Frau. Von ihr ist in den Briefen Limbourg's an Otto öfters die Rede. So heisst es in einem Briefe an denselben, datiert Innsbruck, 20. Dezember 1870: „Unter Einem danke ich auch deiner sehr verehrten Frau Mama für ihren schönen Brief. Ich bete gern für Mutter und Kind, dass der liebe Heiland lange noch beide einander erhalte: Die Mutter zum Heile des Kindes, das Kind zur Freude der Mutter.“ Und in einem folgenden Briefe lesen wir: „Die Aufmerksamkeit deiner verehrten Frau Mama hat mich in Staunen versetzt. Habe die Güte, ihr gelegentlich für ihren Prachtbrief meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.“

Ueber den Charakter Otto's erfahren wir in diesen Briefen manches, das uns zum Verständnisse der Persönlichkeit des Dichters mithilft. Es ist bekannt, dass P. Leo immer eine scheue, etwas verschlossene Natur war. Schon der Knabe scheint so gewesen zu sein. So lesen wir auf einem Blatt Papier, noch in Linz von Limbourg's Hand als Präfekt geschrieben: „Magister A. hielt dich für verschlossen, wie ich in Erfahrung brachte; ganz Unrecht hatte er nicht.“ Und weiter: „Dein Inneres birgt so manche Winkel, dass ich sie unmöglich alle durchstöbern kann, wenn du mir nicht leuchtest.“ In einem andern Briefe lesen wir: „Der leiseste Zug von Charakterschwäche bei dir macht mich ganz verstimmt. Wann sieht denn mein Otto endlich die Notwendigkeit der Selbstüberwindung ein? Und wenn er nicht, wer denn? — Eine solche Mutter! Eine solche Erziehung! Solche Gnaden! Solche für Schönes gemachte Anlagen!“

Ein schönes Zeugnis stellen dem 15jährigen die folgenden Zeilen vom 20. Dezember 1870 aus. „ . . es gebricht mir nicht an Arbeit“, schreibt Limbourg, „und das ist der Grund, weshalb meine Korrespondenzen

auf ein Minimum reduziert sind, ja was den Freinberg betrifft, auf ein Unicum, das man O. F. nennt. Das Menschenherz ist äusserst wandelbar. — Ein papiernes Band reisst freilich leicht; nun gewinnt es aber just den Anschein, als ob ein Stück Papier gewisse Menschen verknüpfe, indem es durch sein periodisches Wiederkehren gleichsam zum Herzens-Kleister degradiert wird. Nichts ist prosaischer, als dieser Mechanismus. Bleibt einmal innerhalb einer gewissen Frist die Antwort aus, so steht das Uhrwerk stille für alle Zeiten. — Du bist frei von dieser philisterhaften Kleingeisterei und das freut mich.“ In einem Briefe an die Mutter, Frau Maria Fischer, lesen wir: „Wenn ich zuweilen in etwas schärfern Ausdrücken an Otto schreibe, so tue ich das nur, weil ich weiss, dass Otto meine Briefe gut aufnimmt und somit etwaige Rügen ein williges Herz treffen . . . . . ich suche in derartigen Briefen den Ton der Liebe mehr hervortreten zu lassen und diesen fühlt Otto gar gut heraus.“ Interessant ist der folgende Passus aus einem Briefe von 1871: „Sodann liebste du ein ‚langes Gewäsch von Seelenzuständen‘ nicht in Briefen“, eine Wendung, die für einen Sechszehnjährigen gewiss etwas frühreif klingt!

In diese Linzerzeit gehen auch Otto's erste dichterische Versuche zurück. Von solchen ist in Limbourg's Briefen recht oft die Rede. 1869, den 19. September, lesen wir in einem der ersten Briefe aus Innsbruck: „Es freut mich sehr, dass ich deine Gedichte mitgenommen habe. Sie brachten mir zu Hause und auf unsrer Villa schon die liebste Unterhaltung. Wie wäre es, wenn du mir auch fürderhin deine Geistesfunken sammeln würdest?“ Otto war damals 14 Jahre alt. Limbourg lässt es solcher Frühreife gegenüber in seinen treuen Briefen nicht an guten, ernsten Ratschlägen und Mahnungen fehlen. Am 15. Februar 1870 schreibt er ihm: „Die Gedichte gefielen mir sehr, nur hinkt das Versmass, allein die Verse sprangen ja aus dem Stegreif, was Wunder also, wenn sie sich die Beine brachen? Und nun noch einmal das alte Lied. (Wohl ahn ich sie — die Melodie' wirst du denken.) Dein Dichten tadle ich nicht, nein, aber ich muss in Anbetracht deiner nunmehrigen Verhältnisse immer und immer wieder das Eine betonen: Der Poet darf in dem jetzigen ‚Akte' deines Lebens (wenn anders das ganze keine Komödie oder gar Trag(Bock)ödie werden soll), nur die zweite Rolle spielen; die erste gebührt Latein, Griechisch und Mathematik. Der Herr von Poet soll meinetwegen zu gewissen Zeiten Gastrollen geben; gut, aber dann gehe er und ruhe aus auf seinem — Lorbeer. — Soweit das alte Lied im neuen Schuljahr.“ Am 2. April 1871 dankt P. Limbourg für ein Gedicht: „An diesem Danke nimmt Deine werte Frau Mama nicht geringen Anteil, denn sie hat eigenhändig das hübsche und wahrhaft poetische Gedicht abgeschrieben.“

Die Mutter Otto's, Frau Maria Fischer, hat in ihrem feinen Empfinden und ihrer ausserordentlichen Bildung gewiss das poetische Talent des

Knaben, sobald es sich zeigte, aufs sorgfältigste gepflegt. Es war ja nur ihr Erbe, das sie verwaltete. Von den zahlreichen dichterischen Versuchen dieser Periode ist uns leider fast nichts erhalten. P. Limbourg, dem wir in dieser Hinsicht eine Bitte aussprachen, schreibt uns: „Ich besass zwei gebundene Büchel seiner damaligen Gedichte. Wie sehr bedaure ich, sie später vernichtet zu haben . . . . Ich weiss, dass ich sie lange bewahrte. Oft staunte ich über die Begabung dieses guten Kindes.“ P. Limbourg war übrigens in literarischen Dingen ebenfalls sehr bewandert und gab sich damals gelegentlich auch mit dichterischen Versuchen ab, vielleicht durch den Verkehr mit Otto dazu angeregt. Beiden galt damals Redwitz viel. — Von Maria Fischer sind uns aus dieser Zeit zwei Gedichte erhalten, beide an ihren Sohn Otto gerichtet. Auch sie zeigen die fromme Frau von der schönsten und erhabensten Seite. Verraten sie auch kein grosses formales Können, so ist dafür der Inhalt um so bedeutender. Wir lesen:

### Der junge Dichter.

Otto, lieber Sänger! Deine Musen  
Lehrten früh des goldnen Plectrums Schlag,  
Deine junge Hand, im Dichterbusen  
Ist das Lied erwacht, das schlummernd lag.

Dieser Funke läutert uns're Seele,  
Bringt das Grosse, Edle ihr in Sicht,  
Und wo rein der Geist, und ohne Fehle,  
Wächst er an zu wunderschönem Licht.

Will im Niedrigen der Geist sich laben,  
Weicht das Schöne, das die Dichtung leiht,  
Himmlich nütze drum des Himmels Gaben,  
Weihe dem sie, der sie Dir geweiht.

Das zweite Gedicht lautet:

### An Otto.

Wie der Rosen feurig Glühen  
Das erstaunte Aug' entzündet,  
Und der Veilchen stilles Blühen  
Uns im frühen Lenz beglückt:

So mein Otto, Deine Lieder  
Meine Seele nun erfreun —  
Mutvoll greif zur Feder wieder,  
Dich den Dichtern einzureihn!

Die treue Mutter hat wohl nicht geahnt, wie herrlich dieser Wunsch ihr in Erfüllung gehen sollte! Aber die Tage dieses kostbaren Lebens

waren bereits gezählt. Vom 11. Mai 1871 liegt uns noch ein Brief vor, welchen P. Limbourg an Frau Maria Fischer, die Mutter Otto's schrieb, woraus hervorgeht, dass sie bereits sehr leidend war. „Es wird“, schreibt Limbourg, „mich sehr freuen, wenn die neue Wohnung, die sie in Bälde zu beziehen gedenken, auf Ihre Gesundheit vorteilhaft einwirken wird. Beten wir zu Gott, dass er sie dem jungen Otto noch recht lange erhalte, wenn es seinen heiligen Absichten gemäss ist.“ Im darauf folgenden Oktober schreibt er an Otto: „Die Krankheit deiner Mama hat mich schon oft beschäftigt und ich glaube, dass ich wohl täglich in meinem Gebet ihrer gedenke . . . . Deine letzten Nachrichten über ihren Zustand erfreuten mich sehr. Beten wir, dass der liebe Gott ihr Kraft und Gesundheit wiedergeben möge, denn du bedarfst ihrer noch. Namentlich aber lieber Otto, sei eifrig beflissen, den körperlichen Leiden deiner Mama nicht neue Leiden und Schmerzen hinzuzufügen, die ihr weher täten als alles andere, du verstehst mich!“

Am 13. November 1871 schloss die treue, unvergleichliche Mutter ihre Augen für immer. — In einem auf die schmerzliche Nachricht hin an Otto gerichteten Briefe, stellt P. Limbourg der Heimgegangenen ein herrliches Zeugnis aus, und sucht den nun vollends zur Waise gewordenen Knaben liebevoll zu trösten. „Menschlicher Weise zu reden“ schreibt er ihm, „starb deine Mutter zu früh für dich, aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken . . . . . Herb ist der Verlust und unersetzlich . . . in der Tat du bist jetzt so recht ein Kind der Vorsehung und diese ist es, von der du allein dein Glück und Heil erwarten darfst . . . . . Was mich betrifft, so werde ich fortan noch eifriger um dein Wohlergehen besorgt sein und du sollst an mir dein ganzes Leben einen wahren Freund finden.“ Und am 29. Januar 1872 schreibt Limbourg: „Dein schönes Schreiben vom 2. Dezember vorigen Jahres ging mir zu und ich danke dir recht sehr für die nachträglichen Einzelheiten der letzten Lebenstage deiner im Herrn seligen Mama. Diese Nachrichten enthalten ohne Zweifel viel Tröstliches und Erbauendes und sind für mich ein Gegenstand bleibenden Interesses. Du kannst dich versichert halten lieber Otto, dass ich stets für diese mir unvergessliche Seele beten werde.“

Auch später ist noch öfter in den Briefen Limbourg's die Rede von der Heimgegangenen; so heisst es in einem Briefe vom 21. September 1875, datiert Innsbruck: „Am Sterbetage deiner Mama, werde ich für die Ruhe dieser unvergesslichen Seele das hl. Opfer darbringen.“ Und noch heute nach 36 Jahren scheint sie dem Andenken P. Limbourg's nicht entschwunden zu sein; er stellt ihr in dem oben schon zitierten Briefe an den Verfasser das schöne Zeugnis aus: „Otto hatte eine in jeder Beziehung ausserordentliche Mutter.“ Das Andenken an diese seltene Mutter und Frau ist denn auch dem Knaben und spätern Mann unauslöschlich

geblieben. Er hat Erinnerungen an sie bis zu seinem Tode aufbewahrt, und was mehr wert ist, er hat sein Leben nach ihrem grossen, schönen Vorbild eingerichtet; nicht nur ihre tiefe, ungeheuchelte, echt innerliche Frömmigkeit, sondern auch ihre Geistesrichtung, ihr Drang nach Schönheit, ihr Sinn für alles Erhabene, sind sein auserlesenes Erbteil für immer geworden, besonders in seinen Mannesjahren. Und wenn man am Ende seines Lebens von ihm sagen konnte, wie Goethe von Schiller: „... hinter ihm in wesenlosem Scheine, liegt was uns alle bändigt das Gemeine“, das Gewöhnliche, so verdankt er das seiner herrlichen Mutter und ihrem und seinem treuen Freunde Limbourg. — Nach dem Zeugnisse eines seiner vertrautesten spätern Freunde und Ordensbruders, sprach er selten von seiner Mutter, aber doch zuweilen und dann mit der grössten Innigkeit und Wärme.

Wir greifen noch einmal zu den erwähnten Blättern, die ein Testament, einen Wegweiser für den Sohn bilden sollten. Auf einem der letzten uns erhaltenen Blätter stehen Worte, die uns einen Blick in die Tiefe dieser Seele tun lassen: „Bete, wie deine Mutter gebetet hat, mein Kind, und der liebe Heiland wird auch in dein Herz seine Liebe senden! Und wenn man so lieben gelernt hat, — mein Kind — dann hat man schon ein bischen himmlische Glückseligkeit hier auf Erden!“

Welch herrlicheres Vermächtnis könnte eine Mutter ihrem Kinde hinterlassen?

So war denn Otto zur Waise geworden, viel zu frühe, gewiss, wie Limbourg ihm schrieb. Doch dieser treue Mentor, eine besorgte Tante und der hochherzige Graf Fries bewahrten ihm auch ferner ihre treue Sorge und halfen ihm durch die kommenden stürmischen Jahre. Zunächst verblieb er in Linz, um seine Studien fortzusetzen. Mit diesen Studien scheint es aber wieder verschiedentlich nicht recht geklappt zu haben. Otto hatte damals wohl nicht sehr viel Sitzleder und niemand würde aus den Briefen Limbourg's den spätern unermüdlichen, zielbewussten Arbeiter und Forscher prophezeien. Limbourg schreibt ihm zu Ostern 1872: „Also wie gehts denn eigentlich? Wie fiel das Zeugnis aus? Könnte ich vielleicht auf diese unbescheidenen Fragen eine Antwort erwarten? Wir wollen abwarten; sollten aber wirklich diese Fragen nicht mit einfachen Worten, sondern nur mit weit ausholenden Erörterungen beantwortet werden können, dann — dann ist Otto eben wiederum zu viel auf dem Pegasus gesessen, statt bei den Schulbüchern; dann hat ferner besagter Otto wiederum mehr mit seiner verführerischen Phantasie geredet, als im Gebete, und hörte lieber auf die Stimme klagender Poeten, als auf das Wort besserer Freunde. Und wenn oft genannter Otto ehrlich ist mit sich und mir wird er sagen: Könnte wohl wahr sein.“ Am 9. März 1873 schreibt er ihm in einem der interessantesten Briefe: „Mein letzter Brief

scheint dir schlecht zugesagt zu haben . . . . Aber mein lieber Otto, du wirst mir doch nicht zumuten, dass ich Schiller's Paroxismen zur Norm meines Verhaltens gegen dich erwähle:

„Sagt mir der Freund was ich kann —  
Sagt mir der Feind was ich soll“;

diesem Satze liegt die Idee heidnischer oder besser falscher, aber keineswegs die Idee christlicher Freundschaft zu Grunde.“ Folgen eine Anzahl lateinischer Sätze aus der Summa theologica des hl. Thomas über die Freundschaft. Sechs Tage später, am 15. März 1873 schreibt Limbourg in einem längern Briefe: „Eines ist es, lieber Otto, das mich befürchten lässt, du möchtest auch am Ende des zweiten Semesters ‚an einer Gasse umgefallener Luftbauten‘ stehen; es ist das die Poesie, jene wahre Fata morgana für dich und deine jetzige Lage! Lege diesen ‚ästhetischen Dudelsack‘ einmal ganz zur Seite, damit dir nicht etwa ein Jahr deines Lebens ‚im Dudel flöten geht‘. Die Poesie ist für dich in deinen jetzigen Verhältnissen ein Dessertchen und nur dies; wer aber, ich bitte dich, greift bei erbärmlich hungrigem Magen zum Dessert und zu schalem Tee und lässt ‚was nährt‘ stehn? — An Verstand und Einsicht und Talent fehlt es nicht; also nur Mut und Ausdauer, lieber Otto, und dein ist der Sieg. . . . . Nicht mit ‚grinsendem Humor‘, mein lieber Otto, sondern mit gutwilligem, freudigem Herzen, das von der Erkenntnis geleitet wird, es handle sich beim Studium um die Erfüllung heiliger Pflichten, sollst du daran gehen.“

Die edle Dichtkunst hatte es also dem spätern gottbegnadeten Sänger schon damals angetan. Ein gütiges Geschick hat uns doch noch einige Gedichte aus jener Periode erhalten; zwei tragen die Jahreszahl 1872 und den Vermerk: Linz. Wir teilen dieselben hier mit.

### **Zwei Glocken.**

Zwei Glocken hör ich, froh und rein,  
Wenn ich des Abends wandre:  
Im Gotteshause klingt die ein',  
Im Herzen tief die andre.

Es lenkt zur Himmelsherrlichkeit  
Die erste meine Sinne,  
Die zweite spricht von alter Zeit  
Und ewig junger Minne.

Die Liedesklänge beide hab'  
Zu einem ich verwoben:  
Ihr Lieben, fern im stillen Grab  
Auf Wiedersehn dort oben!

Das andere Gedicht ist ein Frühlingspoem.

### Schneeglöckchen.

Schneeglöckchen läutet in dem Wald,  
Der Glöckner ist der Wind —  
Das ist ein Klang der Wonne,  
Ihn hört die hohe Sonne  
Und küsst ihr Blumenkind.  
Der Winter muss  
Bei ihrem Kuss  
Von dannen fliehen voll Verdruss.

Schneeglöckchen läutet in dem Wald,  
Der Glöckner ist der Wind —  
Die Schwalbe kehrt vom Nile  
Zum heimatlichen Ziele,  
Und neuer Lenz beginnt.  
Davon erwacht  
Der Baum bei Nacht  
Und schlüpft in seine grüne Tracht.

Schneeglöckchen läutet in dem Wald,  
Der Glöckner ist der Wind —  
Das widerhallt im Herzen,  
Wo alle Winterschmerzen  
Als bald vergessen sind.  
Der erste Klang  
Der da entsprang  
Ist vom Schneeglöckchen dieser Sang.

Dieses zweite Gedicht lässt uns schon den künftigen grossen Virtuosen der Form erkennen, schon hier keine Zeile ohne Reim! Dass Otto damals auch schon in einem kleinen Kreise mit dichterischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit trat, dürfen wir aus verschiedenen Bemerkungen in Limbourg's Briefen schliessen. Da heisst es z. B. in einem Briefe vom Dezember 1873: „Uebrigens erwarte ich von dir, (bitte aber auch zugleich), eine kleine Beschreibung eurer Festfeier, bei der du ja vorzüglich tätig sein wirst.“ Auch Satiren scheinen damals schon entstanden zu sein. „Noch immer“, schreibt Limbourg am 11. Mai 1874 nach Linz, „schulde ich dir meinen Dank für dein letztes Schreiben. Es hat den Weg nach Innsbruck, vielleicht zu Folge der arretierten Satire, glücklich gefunden.“

Der lebenswürdigen Güte P. Limbourg's verdanken wir eine Photographie Otto's vom Jahre 1874, die er uns mit dem zitierten Briefe übersandte und zur Verfügung stellte. Sie zeigt uns einen prächtigen jungen Mann, mit hellen Augen und einem offenen Gesichte, aus dem man den Dichter glaubt herauslesen zu können. Die schönen regelmässigen Züge haben etwas ungemein harmonisches und zugleich ideales. Haartracht,

Rock und Haltung mahnen gar sehr an die Jugendbildnisse der Geibel und Redwitz, denen der Dichter ja auch in seinem künstlerischen Fühlen und Denken nahe verwandt war.

In den letzten Jahren seines Linzeraufenthaltes war es auch, wo Otto Fischer bereits den Spuren des Nibelungendichters nachging. In einer 1889 niedergeschriebenen Besprechung einer Abhandlung von Julius Sternadt heisst es: „Referent erinnert sich noch sehr wohl, wie er vor fünfzehn



**Otto Fischer**

im Alter von 19 Jahren.

Nach einer von P. Limbourg S. J. dem Verfasser zur  
Verfügung gestellten Photographie von 1874,  
aus dem Atelier Vismara, Linz.

Jahren wiederholt den Kürnberg bestieg, um womöglich die Lage des einstigen Edelsitzes der Kürnbergers auszukundschaften . . . . Schon damals wies mich ein alter Holzknecht auf die Stelle unweit des Dörnbacherweges hin, wo nach Sternadts Ausführungen die Burg gestanden sein muss. Von dort schweifte mein Blick hinaus auf die Welser-Heide, nach den laubumkränzten Dächern von Oftering, und unwillkürlich fragte ich mich: Konnte denn ein Kürnberg nicht auch ‚von Ofterdingen‘ heissen?“ — Später, in der Schweiz, ist er diesem Probleme noch einmal nachgegangen.

Im Herbste 1874 siedelte Otto Fischer nach Mariaschein in Böhmen über, um dort das letzte Gymnasialjahr zu vollenden. Den genauen Grund dieses Wechsels erfahren wir nicht, es scheint sich um irgend ein Zerwürfnis mit einem seiner Lehrer in Linz gehandelt zu haben. Limbourg's Briefe aus dieser Zeit sind voll Liebe, aber auch voll Ernst. Die Uebersiedlung erfolgte mit seinem und des Grafen Fries vollem Einverständnis. Mariaschein ist ein kleines Dörfchen, nicht weit von der Stadt Teplitz, in der grossen böhmischen Ebene, am Fusse des Erzgebirges. Als wir im Jahre 1900, an einem Julitage von einem Besuche in den Zinnbergwerken zu Sächsisch-Zinnwald, auf der Chaussée des Erzgebirges zur Ebene hinabstiegen, lag das Dörfchen friedsam im letzten Abendschein der Sonne und wehmütig gedachten wir unsres Lehrers, der hier einst ein Jahr seines Lebens verbracht hatte. Das Gymnasium zu Mariaschein wird ebenfalls von den P. Jesuiten geleitet, und Otto fand dort manchen alten Bekannten. — Auch an dem neuen Orte scheint der junge Dichter den Musen wieder fleissig geopfert zu haben. Limbourg schreibt ihm unterm 6. November 1874 nach Mariaschein: „Deine Gedichte sind sehr hübsch“, und in einem nächsten Briefe: „Du könntest P. Sch. eine poetische Gratulation überreichen.“ Aber auch etwas anderes von grösster Wichtigkeit kommt in diesen Briefen zur Sprache; Otto stand nämlich vor dem Abiturientenexamen; diese Angelegenheit bringt uns zugleich auf die Berufswahl.

Frühe schon scheint der Knabe, wie bei einer so ausserordentlich frommen Erziehung und tief religiösen, zurückgezogenen Natur leicht zu erwarten war, zum geistlichen Stande Neigung und Vorliebe gezeigt zu haben. In seinem jugendlichen Idealismus dachte er sogar daran, Missionär zu werden und nach Amerika zu gehen. Limbourg schreibt ihm darüber schon im Mai 1871: „Zuvörderst ist es jedenfalls merkwürdig, ja deutet nicht wenig auf eine höhere Eingebung hin, dass gerade du diesen Gedanken hast. Deinem Charakter lag wohl jeder andere Wunsch näher, als der, die geliebte Mama so zu verlassen et per tot discrimina rerum in Amerika ein Missionär zu werden. Dies hat mich nicht wenig frappiert. — Dann aber kommt die poetische Seite dieses Gedankens in Betracht. Wer kann es verkennen, dass es viel Poesie hat: Ueber Land und Meer zu ziehen und in fernem Weltteil, getrennt von allen Lieben, als Missionär zu wirken, das macht die Sache etwas verdächtig! Drum mein Schluss: was P. M. und P. Rector im Einvernehmen mit P. Präfekt beschliessen, das erkenne als Gottes Willen, der dich glücklich macht.“ Otto scheint denn auch sogleich von diesem Plane abgekommen zu sein, denn bald darauf schreibt ihm Limbourg: „Dass du die Gedanken an Amerika im Gehorsam gegen deine Frau Mama und deine Oberen so bereitwillig aufgegeben hast, ist ein gutes Zeichen.“

Ein Jahr später 1872, scheint er sich mit dem Gedanken getragen

zu haben in den Orden der Gesellschaft Jesu einzutreten. Was lag auch näher! Seine Lehrer und besten Freunde gehörten ja dem Orden an. Limbourg schreibt unterm 12. April 1872 folgendes an ihn, das wir wohl in diesem Sinne zu deuten haben: „Dein bisheriges Vorgehen bezüglich deines Vorhabens findet meinen vollen Beifall. Beten wir gerade jetzt recht innig, namentlich im Mai zur Mutter Gottes, und überlassen wir dann die endgültige Entscheidung dem P. Provinzial. Eine persönliche Besprechung wird dir volle Klarheit über den hl. Willen Gottes geben, der ja einzig in dieser Sache zu berücksichtigen ist.“

Zwischen das Alles hinein kommt nun noch die Militärangelegenheit Otto's. Da er von Geburt Preusse und in Oesterreich so viel wir wissen nicht naturalisiert war, beabsichtigte er, sich in Preussen zum Militärdienst zu stellen und auch sein Vormund, Graf August Fries, scheint mit diesem Vorhaben einverstanden gewesen zu sein, nicht unwahrscheinlich aus etwas übergrosser Gewissenhaftigkeit, wie sie diesem ausgezeichneten Mann eben in allen Dingen eigen war. Otto fühlte sich zudem ein wenig als Preusse, wie aus verschiedenen von Limbourg's Briefen hervorgeht. In dieser Beziehung ist eine Stelle aus dem schon zitierten Briefe vom 20. Dezember 1870 von grösstem Interesse. Otto hatte wahrscheinlich als Renommierpreusse den Einzug der Deutschen in Paris prophezeit und vorausbesungen. Darauf schreibt ihm Limbourg, selbst ein Rheinländer: „Das Gedicht, ‚Der Einzug‘, ist gut. Ein stiller Wunsch, der jedoch etwas polizeiwidrig aussieht, trieb beim Lesen dieser Arbeit in meinem Innern an die Oberfläche: ‚Hier werde die Dichtung zur Wahrheit‘.“ Dennoch war P. Limbourg anderer Ansicht in Bezug auf Otto's Militärangelegenheit. Er schreibt ihm deshalb unterm 23. Januar 1874 von Prag aus, wo er sich wohl vorübergehend aufhielt, nach Linz, er möge den Grafen Fries bestimmen, in seiner Militärangelegenheit einfach nichts zu veranlassen. „Wenn du einmal in Preussen Soldat bist, dann sehe ich keinen Ausweg mehr, der dir zur Erreichung deiner Absichten offen stände. Der Preusse ist jetzt bis zum 40. Lebensjahre und darüber Soldat.“ Am 6. November 1874 schreibt er ihm von Innsbruck nach Mariaschein: „Sei vorsichtig im Umgange mit deinen Mitschülern, d. h. behalte deine gewiss überspannten königlich preussischen Ideen für dich, schon des lieben Friedens wegen . . . . . Meines Erachtens wird man dich in Preussen nie requirieren . . . also sehe ich für dich keine diesbezüglichen Schwierigkeiten voraus, es sei denn, dass du dich mit Gewalt um die Pickelhaube bewerben wolltest.“

Zu Ostern 1875 schreibt er ihm: „Nicht minder als dein Zeugnis freute mich die Bekehrung deines Vormundes. Möge Gottes Güte dich und Potsdam nie in die prophezeite Verbindung geraten lassen.“ Damit scheint diese Angelegenheit erledigt gewesen zu sein. Aber auch später

begegnen wir des öfteren Aeusserungen des Dichters, wo er sich wenigstens als Deutschen bekennt. Wir können für dieses nationale Empfinden, besonders in unsern Tagen, nur die grösste Hochachtung hegen, umso mehr, als Leo Fischer immer mehr das Deutschtum im Allgemeinen betont. Den innersten Grund seiner Anhänglichkeit an sein Vaterland sprach er später in den schönen Versen aus:

### Nationalität.

An Deutschland hängt mein Herz und Sinn,  
Doch nicht, weil ich ein Deutscher bin,  
Nein, deshalb weil der deutsche Geist  
Sich fromm und ehrlich noch erweist,  
Und weil er trotz zu seinem Ruhm  
Dem welschen Jakobinertum.

So stand denn Otto 1875 vor dem Abiturientenexamen, und sein treuer Freund Limbourg, munterte ihn zu besonders fleissiger Arbeit auf. Er hatte ihm zwar früher geschrieben: „Wegen der Matura höre auf den Rat deiner Professoren; für deine Zwecke wäre sie nicht absolut notwendig . . . Komme nur hierher [nach Innsbruck], ob mit oder ohne Matura und studiere deine Theologie — alles andere ergibt sich vollständig von selbst.“ Trotzdem beabsichtigte Otto die Reifeprüfung abzugeben und zwar in Mariaschein. Er bestand dieselbe jedoch nicht. In welchem Fache er nicht durchkam, können wir nur vermuten, wahrscheinlich war es Mathematik, doch wissen wir es nicht sicher. Es ist möglich, dass auch die Uebersiedlung von Linz nach Mariaschein das Ergebnis beeinflusste und ferner ist es sicher, dass Otto eben in gewissen Fächern zu wenig arbeitete und sie vernachlässigte. An Talent hat es ihm nie gefehlt, wohl aber an Ausdauer. In dem schon zitierten Briefe Limbourg's vom 14. März 1907, an den Verfasser, heisst es mit Bezug auf dieses unangenehme Ereignis: „Als Otto in der Matura durchfiel, äusserte Direktor Dr. W. vor dem Lehrkörper, dass sie sich selbst ein Armutszeugnis ausstellten, wenn sie einem jungen Mann, von solcher Reife, das Reifezeugnis versagten.“ Das war allerdings ein harter Schlag, und es ist das Vorkommnis, besonders in der Beleuchtung des eben zitierten Ausspruches geeignet, einen etwas eigentümlichen Schein auf das hochnotpeinliche Verfahren der Maturitätsprüfungen überhaupt zu werfen. Es erinnert uns das Faktum an jenen berühmten Exodus Gottfried Keller's aus der Primarschule, welchen der spätere grosse Dichter des grünen Heinrich als das grösste Unrecht, das ihm in seinem Leben geschehen, voll Bitterkeit brandmarkt. Hier wurde einem jungen Manne, der gewiss reifer war als manche andere, einfach die Universität verschlossen.

Limbourg's Briefe aus dieser Zeit sind liebevoll wie immer und in treuer Sorge richtet er den Niedergeschlagenen auf und erhält ihm die Hoffnung frisch. Die Ferien scheint Otto in Linz bei seiner Tante verbracht zu haben. Im Herbst finden wir ihn in Prag, der einstigen Residenz der Luxemburger. Er trug sich mit dem Gedanken, sich da einer Nachprüfung zu unterziehen und doch noch das Reifezeugnis zu erlangen. Aber mehr als die Studien scheint ihn die alte Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten und Kunstschatzen in Anspruch genommen zu haben. Er hat ihr ein gutes Andenken bewahrt und gerne sprach er auch in spätern Jahren noch von Prag und dem Hradschin. — In einem Briefe vom 18. November 1875 schreibt ihm Limbourg nach Prag: „Je näher die Zeit heranrückt, in der du neuerdings dich zur Prüfung stellst, desto öfter und inniger geht der Wunsch durch meine Seele: Gott gebe, dass es gut gehe. Es steht vielfach bei dir mein Freund, dass es gut gehe. Also nur Entschlossenheit und Ernst, denn es handelt sich um eine wichtige Sache.“ Aber auch diese letzte Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Otto bestand auch die Nachprüfung nicht, und so war der junge Mann vaterlos, mutterlos, fast könnte man sagen auch heimatlos, so ziemlich auf die Gasse gestellt. Ein herrliches Gedicht aus diesen traurigen Pragertagen dürfen wir wohl als den Niederschlag seiner ureigensten Stimmungen und Verhältnisse betrachten. Es ist ein Weihnachtslied.

### Des Sängers Lohn.

Die Kinder der Hirten in heiliger Nacht  
Sie haben zur Krippe Geschenke gebracht,  
Erlesene Lämmer und Früchte des Hains,  
Sein bestes zu geben bereuete keins.

Da folgte von ferne dem fröhlichen Schwarm  
Ein einsamer Knabe, zerrissen und arm,  
Er folgte nur schüchtern, er brachte ja nichts  
Dem König der Engel, dem Bringer des Lichts.

Die andern gingen zum Stalle hinein,  
Es floss aus den Fugen ein goldiger Schein.  
Doch draussen im Schnee und im schneidenden Wind  
Blieb stehen und sagte das traurige Kind:

„Mein Vater ist tot, meine Mutter ist tot,  
Muss selbst mir ersingen mein tägliches Brot —  
Doch ei! Kann ich geben nicht Zicklein und Schaf,  
So sing ich den kleinen Heiland in Schlaf!“

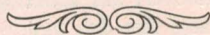
Und hell, wie ein Feldbach aus Blumen der Flur  
Entrieselt und plätschert auf schattiger Spur,  
So lieblich entsprang ihm das innige Wort  
Und schwebte am schweigenden heiligen Ort.

Da sagte Maria, die himmlische Frau:  
„Das ist wohl ein Engel, der singt auf der Au!  
Süss singender Engel, o eile herzu,  
Versüsse dem Heiland die ärmliche Ruh!“

Und der Knabe betrat die Schwelle des Stalls  
Und wiegte im Arme den Schöpfer des Alls,  
Und als er noch schönere Weisen begann,  
Da lächelt der Schöpfer durch Tränen ihn an.

Eines war dem Hilflosen unverwelkt geblieben: jene innige Frömmigkeit des Empfindens und Glaubens, das schönste Erbteil seiner Mutter! Die mag ihn in dieser Zeit wohl aufrecht erhalten haben. Und jetzt war er ein Dichter geworden, das ist nicht mehr der Dilettant, das ist bereits der Künstler.

Wir erblicken in diesen letzten Fügungen den Fingerzeig eines höheren Willens. Früher schon hatte Otto Neigung zum Priesterstande gefühlt; jetzt dachte er wieder an diesen auserwählten Beruf. Er scheint bis Ende Februar in Prag verblieben zu sein; wir besitzen einen Brief Limbourg's, der noch unterm 21. Februar dorthin adressiert ist. Limbourg kommt darin natürlich auf die jetzige Lage Otto's zu sprechen. Auch ihm dünkt der Wunsch, sich dem Priestertum zu weihen, das von der Vorsehung selbst gewollte. „Es scheint die Vorsehung selbst“, schreibt er Otto, „uns auf eine theologische Studienanstalt hinzuweisen. Dort wird es sich zeigen, ob du Beruf hast oder nicht. Ein Jahr oder drei Semester philosophischer Vorlesungen kann für jeden Fall nur nützen, nie schaden, aber diese Zeit genügt, um deinen Beruf einer gründlichen Prüfung zu unterziehen . . . . . aber jetzt ist es genug des Spielens mit Flöten und Schalmeien. Jetzt heisst es das Leben in dem Ernste ansehen, den es tatsächlich einzig nur hat. Wenn der Freund sich in der Not bewährt, glaube ich, dass dieser Brief eine Probe meiner Freundschaft ist. Er mag voll Ernst sein, ja, aber die wahre Liebe hat Worte des Ernstes, dort wo die grössten Interessen aufs Spiel gesetzt sind.“ Ja fürwahr, Limbourg, der treue, unermüdliche Freund, hat sich bewährt und er hat sein Wort, das er einst einer Mutter gab, die ihm ihr Bestes und Einziges anvertraute, herrlich eingelöst. Aber auch sein Schutzbefohlener hat sich bewährt. Von dieser Zeit an ist sein Leben ein stetiges Emporwachsen zu den höchsten Zielen und Erfolgen und wenn man jemals nach einer Niederlage einem zurufen konnte: „gloria victis“, so trifft es in diesem Falle zu. Die folgenden Lebensabschnitte bedeuten eine Siegerlaufbahn bis zum allzufrühen Ende.





## Innsbruck, Gries.

„Jenem Seher wirst Du gleichen,  
Der das Heil der Welt geschaut,  
Und es wird Dir überreichen  
Ihren Sohn die Gottesbraut.“

Zum Sommersemester 1876 kam also Otto Fischer nach Innsbruck, wo ihn die Leopoldina-Francisca unter ihre Hörer aufnahm. Hier traf er mit P. Max Limbourg, der sich mittlerweile als Privatdozent für propädeutische Philosophie habilitiert hatte, wieder zusammen. Wie mögen sich die beiden langjährigen Freunde über das Wiedersehen nach so langer Zeit gefreut haben. Denn es ist glaublich, dass sie seit Linz sich nicht mehr gesehen hatten! 1874 hatte zwar Limbourg an Otto nach Linz geschrieben, er werde sich kindlich freuen, den langen Otto wieder zu sehen. Es scheint aber die beabsichtigte Reise Otto's nach Innsbruck und Meran, zu seinem Vormunde, dem Grafen Fries, nicht ausgeführt worden zu sein. Nun war der zarte Knabe von einst ein prächtiger junger Mann geworden. Eine Photographie aus diesen Tagen „zeigt uns eine hohe Stirne und feine, etwas strenge Züge, die im Verein mit dem festen Blicke etwas geniales und träumerisches ausdrücken.“

Otto belegte unter anderm Kirchengeschichte bei Grisar, bei welchem er am 13. Juli 1876 eine Prüfung ablegte, mit der Note „prima cum eminentia“. Ferner hörte er philosophisch-theologische Propädeutik bei Limbourg. Das Zeugnis über die abgelegte Prüfung lautet „prima cum accessu ad eminentiam“ und ist unterschrieben von Wieser und Limbourg. — Wo er die Sommerferien verbrachte, wissen wir nicht; im Herbst aber finden wir ihn wieder in Innsbruck, wo er im Winter- und Sommersemester 1876/77 wieder bei Grisar Kirchengeschichte, bei Hurter Dogmatik hörte. Bei erstem legte er am 14. Juli 1877 abermals eine Prüfung ab; „in examine publico ad finem anni eminenter respondisse“, sagt das Zeugnis. Ebenso meldete er sich bei Hurter zur Prüfung, deren Zeugnis auf „prima cum

accessu ad eminentiam“ lautet. Briefe liegen uns aus dieser Zeit keine mehr vor. Limbourg war ja auch in Innsbruck und er mag hier wohl sein schönes und kostbares Erzieherwerk vollendet haben.

Otto scheint sich nach reiflicher Prüfung und Ueberlegung zum Eintritt in einen Orden entschlossen zu haben; er schwankte noch, ob er in die Gesellschaft Jesu eintreten oder an die Pforte eines Benediktinerklosters anklopfen sollte. Er entschied sich für das letztere. Am 11. Juli 1877 richtete Otto Fischer einen Brief an den Hochwürdigsten Prälaten



**Otto Fischer.**

Nach einer Photographie von Vismara in Linz,  
wahrscheinlich von 1876.  
Original in der Bibliothek zu Sarnen.

Adalbert Regli, damals Abt des Stiftes Muri-Gries, und bat um Aufnahme. Das Schreiben Otto's scheint nicht mehr vorhanden zu sein, wohl aber besitzen wir noch die gütige Antwort des Herrn Prälaten. Dieser schreibt ihm von Gries aus unterm 23. Juli 1877:

„Teuerster Herr Theolog Otto Fischer! Auf Ihr Verehrtes komme hiermit, Ihrem frommen Gesuche um Aufnahme in unser Kloster, vor der Hand als Ordenskandidat, bereitwillig zu entsprechen. Ich wünsche von Herzen, dass Sie hier den Ihnen von Gott bestimmten Beruf finden und dann alles Nötige und Gedeihliche, um ihn wirklich zu erlangen und darin zu Gottes Ehre, Ihrem und Anderer Heil verdienstvoll zu wirken. — Wie Sie wünschen, können Sie vor dem hiesigen Eintritt Besuche nach Hause machen und dann etwa um Maria Himmelfahrt oder die Woche darnach

hierher kommen . . . . . Nun empfehle Sie in der wichtigen Angelegenheit Gott zum Erleuchten, Beistehen und Segen und grüsse Sie freundlichst, Ihr ergebener Abt Adalbert.“

Der Abschied von Innsbruck ist Otto Fischer wohl nicht ganz leicht geworden. Er hatte hier alte Freunde wiedergefunden und neue dazu erworben. Unter den letzteren nennen wir nur P. H. Noldin, S. J., den bekannten Professor der Moral an der Universität Innsbruck. In einem Briefe an den Schreiber dieser Zeilen, vom 31. Oktober 1906, worin er seiner damaligen Beziehungen zu P. Leo gedenkt, sagt er von diesem letztern, dass er „ein reich begabter Mann“ gewesen sei. Während des

anderthalb Jahre dauernden Innsbrucker Aufenthaltes hat er auch die Dichtkunst nicht bei Seite gelassen. Einige der schönsten Poesien seiner ersten Sammlung sind während der Innsbrucker Semester entstanden, so die herrlichen Gedichte „In umbra mortis“, „Im mamertinischen Kerker“, „Der sterbende Zuave“, „Gebet für Pius IX“. Auch die landschaftlichen Schönheiten der berühmten Alpenstadt sind nicht ohne Eindruck geblieben, wie uns das Gedicht „Waldrast“ (nach dem Lateinischen des Jakob Balde) und ein ferneres „Heiligenwasser“ lehren. Beides sind berühmte Wallfahrtsorte und Aussichtspunkte und jedem Innsbrucker Theologen wohl bekannt, insbesondere Heiligenwasser,

„Wo das Kirchlein lehnt am Bergeshang,  
Hoch und einsam in den Wald gebaut,  
Trägt allabendlich der Glocken Klang  
Ein Gebet empor zur Gottesbraut:  
Mutter voll der Macht,  
Halte diese Nacht  
Ueber alle deine Kinder Wacht!  
Denn du bist's allein,  
Die die Welt versüsst —  
O Maria rein,  
Sei gegrüsst!“

Dass Otto Fischer seine Blicke nach Gries wandte, geschah zweifelsohne unter dem Rate seiner Innsbrucker Freunde und Professoren, von denen manche, wie der gefeierte Hurter mit Gries und besonders mit dessen ehrwürdigem Prälaten Adalbert durch Freundschaftsbande verknüpft waren. Und dass Otto gerade einen der alten Orden erwählte, möchte auch seiner Neigung entsprechen, seinem Sinne für eine grosse Vergangenheit. Wir besitzen von ihm ein herrliches Gedicht aus der trüben Pragerzeit von 1875, mit dem Titel „Die Mönche“, welches später in die erste Sammlung von 1883 Aufnahme fand unter veränderter Ueberschrift. Das Gedicht ist um so interessanter, weil es fast drei Jahre vor seinem eigenen Eintritt in ein Kloster geschrieben ist; zugleich bezeugt es auch sein damals schon vollendetes Können.

### Die Mönche.

Sie kamen in der Zeiten Wende  
In schlichtem, härenem Gewand,  
Und ihre königlichen Hände  
Verzauberten das öde Land:  
Den rohen Fels zum Heil'genbildnis,  
Zu goldner Saat der Erde Kraft,  
Und den gewalt'gen Baum der Wildnis  
Zum Lehrstuhl edler Wissenschaft.

Sie lichteten die dunklen Moore,  
Sie lichteten der Menschen Herz,  
Geöffnet standen ihre Tore  
Für jede Armut, jeden Schmerz;  
Es wuchsen Fulda's hohe Hallen,  
Indess die Irmensäule fiel,  
Und fern im Süden war Sankt Gallen  
Der Künste freundliches Asyl.

Doch an den Trauben, die sie zogen,  
An Weisheit, die sie fromm erlauscht,  
An Schätzen, die sie massvoll wogen,  
Hat sich der Pöbel frech berauscht.  
Und während er genussesestrunken  
Vergessen jeden Ideals,  
Bewahren sie den Gottesfunken  
Als neue Ritterschaft des Grals.

So stehen sie im Weg des Stromes,  
Der in den Abgrund zischend rollt,  
Der Geifer schäumend ihres Domes  
Geweihetes Fundament umgrollt —  
Gottgnade, wenn er es ergriffen,  
Denn wie sie kam auf ihrer Spur,  
So auf der letzten Mönche Schiffen  
Entflieht die alte Weltkultur.

Diesem hohen Schwung der Seele und der Gedanken entspricht auch das Bild des äussern Menschen. Ein Holzschnitt, nach einer Photographie aus den Innsbruckertagen, welcher 1896 in der „Katholischen Warte“ erschien, zeigt uns ein ungemein sympathisches Gesicht. Wir führen unsern Lesern eine Reproduktion desselben vor, die Originalphotographie ist uns unbekannt geblieben. Das Bild stellt den Dichter dar in geistlicher Kleidung, als Theologen und zeigt bereits die später so charakteristischen Züge, die hohe Stirne, die klaren Augen und die „Dichter-Locken.“

So trat denn Otto Fischer im August 1877 in das Benediktinerstift Gries bei Bozen ein, zunächst als Kandidat. Am 13. November begann er das Noviziatsjahr. Nähere Nachrichten besitzen wir aus dieser Zeit gar keine. Einstweilen nahm ihn wohl die Fortsetzung seiner theologischen Studien in Anspruch. Sogar die Dichtkunst, die süsse, scheint eine längere Zeit beinahe völlig gefeiert zu haben. Wir besitzen ein Gedicht „Die streitende Kirche“ vom Dezember 1877, eines vom Februar 1878 „Karl der Grosse“, dann vom 20. April 1878 das schöne Gedicht auf den Tod von „Garcia Moreno“, vom 21. Oktober „Sehnsucht“ und vom Dezember desselben Jahres eines der schönsten aller seiner Gedichte „Plato“. Von da an strömt der Quell seiner Gedichte in ununterbrochenem Flusse bis zum Lebensende: Kein Monat geht vorüber, ja oft keine Woche, wo

nicht eines seiner goldenen Werke entsteht. — Trotz aller Sehnsucht, die den an Freiheit und Wandern gewöhnten Dichter zeitweilig befallen haben mag, ist er doch glücklich und glaubt den rechten Weg gefunden zu haben. Solche Gedanken liegen dem Gedichte „Sehnsucht“ vom 21. Oktober 1878 zu Grunde. Dasselbe ist ungedruckt und zugleich



**Otto Fischer**  
als Innsbrucker Theologe.

Nach einem Holzschnitt in der „Katholischen Warte“ 1896.  
Die Originalphotographie ist verschollen.

eines der seltenen Beispiele, wo reimlose Zeilen mit gereimten wechseln, was bei Leo Fischer sonst fast gar nicht vorkommt. Echt dichterisch sind die prachtvollen Bilder und der Schluss kündigt schon eine kommende Eigenart des Dichters, gerne von dieser Welt auf die zukünftige bessere hinzuweisen.

### Sehnsucht.

O Wellen des Meeres,  
Vom Sturme erfasst,  
Ihr wogt ohne Ruhe,  
Ihr wogt ohne Rast,  
Nur eines ist wilder  
Und tiefer bewegt:  
Die Sehnsucht im Herzen,  
Die nimmer sich legt.

O Blitzstrahl, wie lodert  
Dein prächtiger Brand,  
Ein Schriftzug auf Wolken  
Von himmlischer Hand!  
Doch gibt es ein Feuer,  
Das heftiger glüht:  
Die Flamme der Sehnsucht  
Im Menschengemüt.

O Adler, o Adler  
Dein Fittich ist stark,  
Die schimmernden Gletscher  
Sind nicht deine Mark.  
Doch wie du auch schwebest  
In sonniger Ruh;  
Die Flügel der Sehnsucht  
Gehn höher als du.

Wer stillet der Sehnsucht  
Unendlichen Schmerz?  
Wer heilt deine Wunden  
Du blutendes Herz?  
Ach, nimmer genügt dir  
Ein irdisches Glück —  
Zum ewigen Schöpfer  
Begehrst du zurück!

Am 13. November 1878, am Todestage seiner lieben Mutter, legte Otto Fischer als Frater Leo die hl. Gelübde ab und am darauffolgenden 30. November erhielt er von Abt Adalbert die Tonsur und die niedern Weihen. Das Subdiakonat empfing er im folgenden Jahre 1879 am 29. Juni in Trient, vom spätern Kardinal und Fürstbischof Haller, demselben, der einst für Walthers von der Vogelweide Heimatsrecht in Tirol so eifrig eingestanden war. Ebendasselbst erhielt er am folgenden 6. Juli die Weihe eines Diakons. Im kommenden Schuljahr 1879/80 schloss Leo Fischer seine theologischen Studien ab und am 11. Juli 1880 wurde der Fünfundzwanzigjährige vom Fürstbischof Johannes Jakobus Della Bona in Trient zum Priester geweiht. Am 25. Juli 1880, am Feste des hl. Jakobus, brachte er Gott dem Herrn sein erstes Opfer dar. Ein Primizbildchen, das uns vorliegt, zeigt das Bild der hl. Cäcilia und als Text die Worte des Psalm 83: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, du Herr der Heerscharen! Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn.“ Von den wenigen Verwandten war seine Tante Caroline zugegen. Diese hatte für ihn stets eine grosse Liebe und Sorge an den Tag gelegt.

Von Limbourg besitzen wir einen Brief aus dieser Zeit, es ist der letzte in der langen Reihe, die uns vorliegt. P. Leo hatte den alten treuen Freund eingeladen, ihm die Primizpredigt zu halten, es scheint aber diesem zu seinem grossen Leidwesen nicht möglich gewesen zu sein. Es ist noch einmal ein herrlicher Brief, der sich so vielen früheren würdig anschliesst. „Nie — Sie wissen es — war es mir leicht, eine Ihrer Bitten abschlägig bescheiden zu müssen; schwerer aber als das heutige: ‚Ich kann nicht‘, ist mir überhaupt vielleicht nie in meinem ganzen Leben eine Ablehnung geworden . . . . Nach Gries ziehen mich viele angenehme Erinnerungen zurück . . . und nun dies freudige Ereignis, dazu das Wiedersehen! Ja, mein lieber teurer Frater, es verging kein Tag, an dem ich Ihrer bei der hl. Messe nicht gedacht hätte. Sie wissen es selbst, dass Sie mir stets lieb und wert gewesen und dass ich mir in Rücksicht auf Ihre in Gott ruhende Mama Pflichten bezüglich Ihrer auferlegt glaubte. Und jetzt weiss ich Sie an der Grenze der innigsten Wünsche Ihrer edlen Mutter, und dort, wo ich selbst Sie zu sehen stets so lebhaft mich gesehnt, an den Stufen des Altars. Wie sollte ich mich da nicht sehnen, Zeuge

Ihres Glückes zu sein? Aber ich kann nicht . . . . . Blicken Sie dankbar zurück in die Vergangenheit, die Gottes liebevolle Führungen Ihnen so wunderbar vorführt. Benützen Sie sorgfältig die Gegenwart, um sich auf den Empfang dieses heiligen Sakramentes, das wir ja eben nur einmal empfangen, emsig vorzubereiten. Die sakramentalen Gnaden richten sich ja nach unsern Dispositionen; treffen wir diese mit kluger Sorgfalt, damit der priesterliche Geist in reicher Fülle uns werde und bleibend uns werde. Blicken Sie aber auch in die Zukunft, und ketten Sie sich an Christus, das Zentrum Ihres Lebens, dem Sie nun unabänderlich in vollendetster Weise konsekriert werden. Fungi sacerdotio et habere laudem! Vergessen Sie auch meiner nicht und nehmen Sie, womöglich zu unserm gegenseitigen Troste die Korrespondenz, die mir stets so lieb war, wieder auf.“ Dann folgen noch Grüsse von den Innsbrucker Lehrern und Freunden, von Grisar, Hurter, Noldin, Vintler und andern. Die Korrespondenz mit Limbourg scheint P. Leo trotz der Bitte des erstern nicht wieder aufgenommen zu haben; er hat überhaupt wenig Briefe mehr geschrieben, ausser wenn es gerade absolut notwendig war; wir hatten sogar alle Mühe eine Unterschrift zu erhalten für ein Faksimile.

Wie er selbst sein Priestertum erfasste, beweist am besten das herrliche, einem Freunde gewidmete Gedicht:

### **Einem Priester**

zu seinem ersten heiligen Messopfer.

Vor des Tempels Marmorbogen  
Stand ein Mann, von Locken weiss.  
Alle, die vorüberzogen,  
Kannten den erhab'nen Greis;  
Denn es weilt' seit Tag und Jahren  
Simeon, der fromme, da,  
Voll Verlangens nach der wahren  
Gottverheiss'nen Schechinah.

Einstens an Sankt Josef's Seite  
In der Pilger bunter Zahl  
Trat die Hochgebenedeite  
Durch das schimmernde Portal,  
Sie, die makellose Lilie,  
Sie, die Blume aller Zucht,  
Altgefürsteter Familie  
Wundervolle letzte Frucht.

Als sie nun das Angebinde  
Dargebracht in Gottes Haus,  
Streckte nach der Jungfrau Kinde  
Simeon die Hände aus.  
Seine jahrelange Bitte  
War erfüllt, sein Sehnen schwieg,  
Während laut das „Nunc dimitte“  
Aus des Sehers Herzen stieg:

„Lass, Allmächtiger, in Frieden  
Deinen Knecht zur Ruhe geh'n!  
Nunmehr wurde mir beschieden  
Den begehrten Trost zu seh'n,  
Seit ich aufgeblickt zum Lichte,  
Seit mein Arm das Heil umfasst,  
Das du vor dem Angesichte  
Aller Welt bereitet hast“.

Sel'ges Ende des Propheten!  
Selig Bruder bist auch du!  
Denn du eilst ja mit Gebeten  
Morgen dem Altare zu.

Jenem Seher wirst du gleichen,  
Der das Heil der Welt geschaut,  
Und es wird dir überreichen  
Ihren Sohn die Gottesbraut.

Den folgenden August 1880 verbrachte P. Leo in Jenesien, einem Bergdörfchen zwei Stunden oberhalb Gries, mit prächtigem Ausblick, wo die Sommerfrische des Stiftes sich befindet. Aus diesen Wochen, wie überhaupt aus dem ganzen Jahre 1880 stammen zahlreiche Gedichte, die später teils in der „Ecclesia militans“, teils in den „Blumen aus dem Klostergarten“ veröffentlicht wurden. Im Herbst 1880 wurde P. Leo von seinen Obern an der theologischen Studienanstalt im Stifte Gries die Lehrstelle für Exegese, Hebräisch und Bibelwissenschaften übertragen. Von hier an datiert seine intensive Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen, auf die wir noch zurückkommen werden. Schon damals muss er aber bereits staunenswerte Kenntnisse in den hl. Schriften und in der Exegese besessen haben und für Orientalia war er durch ein ausgesprochenes Sprachentalent und sein beinahe phänomenales Gedächtnis wie prädestiniert. Aber auch die Dichtkunst trieb jetzt die herrlichsten Blüten.

Im Februar 1881 ersuchte Graf August Fries, der einstige Vormund und treue Wohltäter P. Leo's, diesen um ein kleines Theaterstück, das in Meran, dem Wohnorte der gräflichen Familie während des Winters, zur Feier des Doppelgeburtstages seines Vaters, des Grafen Moritz Fries und der Gräfin Therese Strachwitz aufgeführt werden könnte. Gerne entsprach P. Leo dieser Bitte seines Freundes und in wenigen Tagen schuf er das köstliche Werklein: „Des Frühlings Wiederkehr; Dialog nach dem mittelalterlichen Frühlingspiel des Meisters Henzelin von Costenz.“ Gleich nach Empfang desselben schrieb Graf August Fries dem Dichter unterm 15. Februar 1881: „Lieber Pater Leo! Heute, soeben bringt mir die Post Ihr reizendes Theaterstück. Nicht nur ich, auch meine Frau und Pater St. sind ganz entzückt, und ich kann Ihnen nicht warm und herzlich genug danken. Es ist so poetisch, duftig und sinnig, so ganz das was ich mir gedacht habe, dass meine kühnsten Erwartungen übertroffen sind. Es wird, davon bin ich überzeugt, ganz reizend ausfallen. Mir ist wirklich leid, dass Sie nicht Zeuge der Aufführung sein sollen und würde es mir wirklich grosse Freude machen, wenn Sie mir gestatten würden, diesbezügliche Schritte zu tun.“ Das Lob des Grafen ist nicht übertrieben, es ist ein „Kinderspiel“ von seltsamer Einfachheit und höchster Formvollendung. Drei Rollen: Winter, Sommer und Frühling treten auf, die sich zum Schlusse in einem Ensemble vereinigen:

„Nun lasst uns ein Liedchen beginnen  
Und sehen, wer's lustiger kann.“

Dann folgt jenes oben Seite 22 mitgeteilte Frühlingslied, das schon 1872 in Linz entstanden war.

Die Aufführung geschah laut einem noch vorhandenen gedruckten Theaterzettel als Festvorstellung im Hoferhaus zu Meran, am Vorabende des Doppel-Geburtstages, den 31. März 1881. Die Rollen wurden von den Kindern des Grafen August Fries: Moritz, Georg und Therese Fries wiedergegeben. Die Vorstellung scheint ausserordentlich befriedigt zu haben. Graf Fries berichtet dem Dichter einen Tag später nach Gries: „Das gestrige kleine Fest ist ganz ausgezeichnet gelungen. Ihr reizendes kleines Stück hat allgemeinen und ungeteilten Beifall errungen, und ich kann nicht umhin, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank dafür auszusprechen, dass Sie in so schöner Weise meine Bitte erfüllt haben . . . . .“

Aber noch ein anderes ungeahntes Lob sollte dem jugendlichen Dichter zu Teil werden! Graf Fries schreibt ihm unterm 5. März: „Den beiliegenden Brief des Dichters von Redwitz will ich Ihnen nicht vor-enthalten, Sie können ihn auch ganz behalten . . . . .“ Dieser Brief liegt uns noch vor. Er ist an den Grafen August Fries gerichtet und hat folgenden Wortlaut:

Schillerhof, 4. März 1881.

Du weisst, lieber Gustl, wie ich stets nur die volle Wahrheit spreche; aber es kann auch keinem Dichter von Beruf einfallen, an ein, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Werk einen zu strengen Masstab der Kritik anzulegen. — Und doch, das kann ich Dir versichern: Dieses fein poetische, ungemein duftige, selten massvolle, kleine Festspiel wird auch bei dem herbsten Kritiker von Fach alle Gnade finden, denn es ist in seiner Art ein wahres Meisterwerk.

Mögen nun auch die poetischen Gedanken und das zarte dramatische Gewebe vom uralten Meister Henzelin herkommen, der „freie Bearbeiter“ dieses Festspiels, der diese Gedanken in so klare, mustergültige, gereimte Verse umgegossen, verdient dennoch nicht minderes Lob. Dem Laien mögen diese Verse vorkommen, wie ein schönes klar dahinfließendes Lied, das sich gleichsam von selbst hinaussingen lässt; dem Fachmann muss aber diese poetische Form in ihrer strengen Korrektheit und lieblichen Anmut einen vollen Beifall, wie ihn nur die Kunst verdient, abbringen . . . . .

Ja, dieses Festspiel muss reizend gewesen sein, namentlich auch, da die lieben drei Kinder, wie ich mehrfach rühmen hörte, ihre Aufgabe ganz gewichtig gelöst haben. Die drei Wünsche am Schlusse sind in ihrer prägnanten Kürze und Sinnigkeit gleichfalls sehr schön und ergreifend.

Willst Du Herrn Pater Leo diese Zeilen mitteilen, so kann ich damit nur einverstanden sein.

Und somit besten Dank für das mir freundlich anvertraute Heft!  
Möge es den besten Eltern noch oft beschieden sein, solches Festspiel  
aus dem Munde ihrer Enkel zu hören.

Mit freundlichem Morgengruss

Dein

Oskar v. Redwitz.

Wenn Oskar von Redwitz von den Literaturhistorikern heutzutage auch ganz anders eingeschätzt wird, als selbst noch zur Zeit, wo er diese Zeilen schrieb, so darf man dennoch dem Urteile des einst so gefeierten Dichters, der ja auch ein Jahr lang den Lehrstuhl für Aesthetik und Literaturgeschichte an der Universität in Wien innegehabt hatte, ein bedeutendes Gewicht beilegen. Dass es nicht bloss Schmeichelei war, geht aus den einleitenden Worten hervor und würde überdies dem ganzen Charakter widersprechen, denn „an der Redlichkeit des fränkischen Edelmannes ist nicht zu zweifeln“, rühmt ihm auch Richard M. Meyer nach. Dieses günstige Urteil eines Dichters und Kritikers, der sich damals noch eines grossen literarischen Ansehens erfreute, mag P. Leo freudig überrascht haben. Redwitz war ihm natürlich kein Unbekannter! In einem Briefe Limbourg's nach Linz vom 15. Oktober 1870 lesen wir: „... denke ich an die Zurückgebliebenen und namentlich an dich, dann fällt mir unser Oskar ein:

„Vögelein im tiefen Wald,  
Flieg nicht zur Welt hinaus,  
Draussen ist's arm und kalt,  
Vögelein, o bleib' zu Haus!“

und weiter zitiert Limbourg ein ganzes Gedicht. Gemeint ist eben Oskar von Redwitz und die zitierten Strophen finden sich in den Gedichten<sup>1)</sup> desselben unter dem Titel „Menschen bleib fern“. Das Urteil des von P. Leo einst hochgeschätzten Dichters, der ja einigermassen auch ein Geistesverwandter Geibels war und ihm also deshalb noch mehr gelten musste, wie wir später hören werden, mag ihn veranlasst haben, allmählig darauf zu denken mit einer ersten Sammlung seiner Gedichte vor die Oeffentlichkeit zu treten. Das geschah dann mit grossem Erfolge 1883, wo seine „Ecclesia militans“, ein Cyklus historischer Gedichte, bei Foesser in Frankfurt erschien. Vorher müssen wir aber noch einmal zu den Grieserjahren des Dichters zurückkehren.

In der Sommerfrische 1879 lernte Leo Fischer, damals noch Frater, den Historienmaler Franz Plattner, einen Schüler von Cornelius, kennen, welcher die Kirche von Jenesien mit einem Cyklus gross gedachter Freskobilder ausschmückte. Der Verkehr mit demselben wiederholte sich

<sup>1)</sup> Oskar von Redwitz, Gedichte, Mainz Kirchheim 1852, S. 93.

in den Sommermonaten von 1880 und 1881. Leo Fischer hatte von seinen Eltern einen starken Sinn für Kunst jeder Art ererbt; seine Jugend in der Stadt Tizians mag ihm, wenn auch nicht ausgereifte, so doch bleibende Eindrücke von jenen Kunststätten bewahrt haben; sein späteres Wanderleben führte ihn gewiss an manche Stätte hoher Kunst und so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn er an Franz Plattner, dem Künstler sowohl als seinen Schöpfungen bald den regsten Anteil nahm. Plattner hat ihn lange beschäftigt und hätten die Umstände sich günstiger erwiesen, so würde er dem interessanten Manne wahrscheinlich ein biographisches Denkmal errichtet haben.

Plattner hatte in Jenesien das Te Deum in grossartig aufgefassten Freskobil dern dargestellt. In prachtvollen Stanzen schildert uns P. Leo diese einzigartigen Gemälde voll elementarer Grösse, Kraft und Wahrheit. Das Gedicht weist in der ersten Strophe bedeutungsvoll auf Venedig hin.

### Die Kirche zu Jenesien.

Die Kunst, die an Venedigs Prachtkanälen  
So schön erwuchs und hoch am Capitol,  
Sie fühlt sich nicht allein in stolzen Sälen  
Und im Getümmel mächt'ger Städte wohl;  
Sie will sich nun zum Aufenthalte wählen  
Die freien Bergeswiesen von Tirol:  
Sie will aus Welschlands reichen Galerien  
Auch in des Dörfchens schlichte Kirche ziehen.

Ein Gotteshaus am grünen Hang des Salten,  
Gar dürftig und bescheiden ist's erbaut;  
Doch jeder Dom beneidet die Gestalten,  
Die hier der Beter am Gewölbe schaut:  
Es naht der Heiland, um Gericht zu halten,  
Der Tag des Zornes und der Zähren graut,  
Der Engel harrt auf des Gebieters Zeichen,  
Um schmetternd vorzuladen alle Leichen.

Auf Erden aber hebt der Papst die Hände  
Zum Kreuze auf am sühnenden Altar.  
Der Mönch verkündigt ernst das nahe Ende  
Und voll Zerknirschung lauscht die gläub'ge Schaar,  
Ob auch der Läst'rer sich zur Seite wende,  
Verstockten Herzens, aller Reue baar —  
Der Schreckensbotschaft kann er nicht entgehen,  
Denn die Sibylle sieht er drohend stehen.

So schrieb der Meister an des Kirchleins Decke  
Ein Warnungswort in düst'rer Farbenpracht,  
Damit das Bild die sünd'ge Seele wecke,  
Bevor sie schauernd im Gericht erwacht.

Und welches Ziel die Kunst sich immer stecke,  
Du siehst sie hier am Gipfel ihrer Macht;  
Denn schönre Siege kann sie nicht erstreiten,  
Als Menschenherzen himmelan zu leiten.

1881 war der grossartige Cyklus vollendet und in einem weiteren Gedichte schildert uns P. Leo noch einmal die gewaltige Bilderreihe. Das Gedicht ist ein Muster seiner Art. Wie viele solcher Interpretationen liest man, wie wenige sind gelungen!

**Dem Historienmaler Herrn Franz Plattner  
zum Abschiede von Jenesien.**

Wo sich der Talfer lautes Tosen  
Aus enger Felsenschlucht ergiesst,  
Und mancher Strauss von Alpenrosen  
Im Schatten hoher Lärchen spriesst:  
Da ragt auf freiem Bergesrücken  
Jenesiens stilles Heiligtum,  
Dem frommen Volke zum Entzücken,  
Zum Schmuck Tirols, zu Gottes Ruhm.

Ein Meister, reich an Schöpfungsgabe,  
Hat hier nach tief durchdachtem Plan,  
Mit seines Pinsels Zauberstabe  
Die Welt der Sel'gen aufgetan:  
Sie schweben mit verklärten Mienen  
Im Vollbesitz des ew'gen Lichts,  
Doch mahnend zwischen uns und ihnen  
Liegt „die Erwartung des Gerichts“.

Und wenn das Herz in heil'gem Grauen  
Vor jenem Tag des Zornes bebt,  
Dann werden Liebe und Vertrauen  
Vom Weihnachtsbilde neu belebt:  
Die Könige des Ostens fallen  
Auf ihre Knie vor dem Kind,  
Und freundlich winkt der Heiland allen,  
Die eines guten Willens sind.

Für solche wird des Richters Nahen  
Ein tröstliches und mildes sein,  
Wie es die Patriarchen sahen  
Nach ihrer langen Kerkerpein.  
Die ehernen Portale sprangen,  
Gebrochen war des Todes Bann,  
Und aus der Nacht der Gräber schwangen  
Sich die Gerechten himmelan.

So sind mit wunderbaren Bildern  
Des Kirchleins Wände rings bedeckt,  
Und nimmer ist die Lust zu schildern,  
Die ihre Pracht im Herzen weckt.  
Doch nicht nur uns, erhab'ner Meister,  
Erfreut des schönen Werkes Schluss;  
Gewiss: Es blickt vom Reich der Geister  
Auf Dich herab — Cornelius.

Er sann dereinst nach gleichen Stoffen,  
Dasselbe Ziel bewegte ihn;  
Doch unbefriedigt liess sein Hoffen  
Die stolze Königsstadt Berlin.  
So musste der Gewalt'ge sterben,  
Von manchen Täuschungen gebeugt —  
Doch Heil uns! Einen Geisteserben  
Hat ihm das Land Tirol erzeugt.

Ein drittes Gedicht in der Sammlung „Ecclesia militans“: „Der Friedhof von Girlan“, ist Plattner's Fresken auf dem Kirchhofe daselbst gewidmet. Uebrigens hatte P. Leo schon 1880 einen Aufsatz: „Plattner's Tedeum“ geschrieben, der im Wiener „Vaterland“ 1880 Nr. 235 erschien, im „Tiroler Volksblatt“ abgedruckt wurde und ins Ungarische übersetzt im „Katholikus Hetilap“ 1882 erschien. Wie gross die Verehrung P. Leo's für diesen gewaltigsten Schüler von Cornelius war, beweist uns ein Brief Plattner's, datiert Girlan, den 15. Oktober 1882. Aus demselben geht nämlich hervor, dass P. Leo die Absicht hatte, dem Meister seinen eben erscheinenden Gedichtband zu widmen. Plattner schreibt an den Dichter: „Vorläufig sei nur so viel bemerkt, dass, wenn mit meiner Person oder Wenigkeit Ihnen gedient sein sollte, ich die Zueignung schon anzunehmen bereit bin; jedoch finde ich die Sache nicht recht praktisch, und wünsche Ihnen meine Gegen Gründe ausführlicher mitzuteilen und womöglich praktischere Vorschläge Ihnen zu machen. — Ihr Vertrauen zu meiner Person und zu meinen künstlerischen Werken ist mir durch Ihre poetischen Arbeiten, soweit dieselben meine Leistungen betreffen, genügend bekannt, aber dieses Ansuchen hat mich denn doch überrascht und ich glaube, dass Sie hierin das Ziel der Mässigkeit überschritten haben.“

Franz Plattner wurde am 18. März 1887 von dieser Erde abberufen, „um selbst jene selige Welt zu schauen, deren Erhabenheit er dem gläubigen Volke in so vielen Gemälden vorgeführt hat.“ Leo Fischer war damals bereits in Sarnen. Der Tod des verehrten Meisters ist ihm nahe gegangen und er hat ihn wahrhaft als einen Verlust für die Kunst empfunden. Unter seinen ungedruckten Gedichten findet sich eines in sapphischen Strophen, unterm 25. März 1887, betitelt „Plattner's Tod“, worin er in ergreifenden Worten die Totenklage um den heimgegangenen Künstler anhebt, der Steinle so bald gefolgt war.

„Still am Grabe weint die verwaiste Kunst nun,  
Um der Jünger teures Paar: um Steinle  
Und um ihn, der schleunig gefolgt dem hohen  
Meister von Frankfurt.

„Doch nicht ziemt uns Trauer allein! Erhaben  
Vor dem Herrn ist seiner Gerechten Hinscheid.  
Und die Werke, so sie getan, begleiten  
Ihren Triumphzug.“

Aber auch weiter noch beschäftigte Plattner den Dichter. In seinen handschriftlichen „Miscellanea aus den Herbstferien 1887“ findet sich ein Aufsatz „Werke Plattner's auf dem Friedhofe zu Innsbruck“. P. Leo hatte von Gries aus den Ferien kommend, den „schönen Campo Santo zu Innsbruck“ am Sonntag, den 11. September 1887 besucht, wahrscheinlich gerade um der Werke Plattner's willen. Bald darauf gelangte ein Aufsatz über Plattner zum Abschluss, welcher zu den schönsten gehört, die über den Künstler erschienen sind. Derselbe ist betitelt: „Franz Plattner, der Theolog unter den Malern.“ Die Schrift, welche als Frankfurter-Broschüre hätte erscheinen sollen, kam jedoch durch das geradezu unbegreifliche Lotterwesen, das im Verlage derselben eingerissen war, erst 1892 im „Katholik“ zum Abdruck. P. Leo beschwerte sich in einem Briefe an die Redaktion der Broschüren in bitteren Worten über diese, alles Mass übersteigende Behandlung. In diesem Schreiben finden wir auch eine Spur jenes überlegenen Sarkasmus, der ihm zu gelegener Zeit nie fehlte. Er schreibt: „Ich intendierte das Schriftchen als ein ‚Gedenkblatt‘ auf das noch frische Grab meines verewigten Freundes niederzulegen; dazu war es gut und damals war es noch ‚zeitgemäss‘. — Nach Ablauf von fünf Jahren ist es etwas ganz Anderes. So lange nach dem Tode eines Künstlers soll man keine kleinen Broschüren, keine ‚Gedenkblättchen‘ über ihn herausgeben; wer über ihn schreiben will, hat mittlerweile Zeit gehabt, zur Abfassung eines gründlichen Werkes. Nun ist die Zeit mit Warten auf den Abdruck meines Broschürchens verstrichen; jetzt ist der flüchtige Nachruf nicht mehr am Platze und ich müsste mich mit der Kleinigkeit fast schämen, da das Publikum glauben könnte, ich hätte seit 1887 daran gearbeitet. — Senden Sie mir also gefälligst das Manuskript zurück.“

Darauf ging jedoch die Redaktion nicht ein. Nachdem P. Leo im Winter 1892 einen Korrekturbogen erhalten hatte, schrieb er, da eine abermalige Verzögerung in der Drucklegung eintrat, am 8. September nochmals an die Redaktion. In diesem Briefe findet sich folgende bezeichnende Stelle: „In dem Korrekturbogen war unter Anderm eine Mitteilung berührt, die mir Plattner ‚vor sechs Jahren‘ gemacht habe. Im Februar musste ich korrigieren ‚vor 11 Jahren‘, denn seit der Herstellung und Einsendung des

Manuskripts sind wiederum 5 Jahre verflossen. Verzeihen mir Euer Hochwürden die Frage: Wie wird wohl die Stelle lauten müssen, bis einmal der Reindruck hergestellt wird?“ Die Abhandlung erschien dann endlich, wie oben mitgeteilt im Spätherbst 1892, im Katholik. Sie enthält eine Würdigung Plattner's als Historienmaler und zwar werden uns in erster Linie seine Ideen entwickelt, Plattner wird uns als Theologe geschildert. Neben aller Bewunderung für den genialen Künstler, ist Fischer jedoch nicht blind für die Mängel seiner Technik. Es berührt uns wohlthuend, dass das Urteil, wie Fischer es über Plattner und seine Kunst gefällt hat, auch wohl heute noch zu Recht bestehen dürfte, trotzdem Fischer selbst durchaus in den Anschauungen jener Zeit befangen war und in Cornelius den grössten Maler des Jahrhunderts erblickte. Wir können nur bedauern, dass P. Leo mit seiner Studie über Plattner so Unangenehmes erfahren musste, sonst besäßen wir wahrscheinlich heute eine grössere Monographie des Künstlers von seiner Hand.

Doch, wir sind in unserer Darstellung der Zeit weit vorausgeeilt und kehren noch einmal nach Gries zurück. In der Stille des Klosters hatte P. Leo eine Anzahl gleichgesinnter junger Männer gefunden, wie er, für Wissenschaft und Kunst aufs höchste begeistert. Wir werden einzelnen derselben im Verlaufe unserer Darstellung wieder begegnen. Es sind besonders P. Nikolaus Vogt, bereits 1872 eingetreten und seit 1879 Priester, dann P. Placidus Rigert, 1878 eingetreten und P. Maurus Gentinetta, der 1882 nach Gries kam. Die zwei ersten sind dem einstigen Freunde allzufrühe nachgefolgt und ruhen ihm nun auch im Tode zur Seite. Mit P. Nikolaus Vogt, der schon im Herbst 1882 nach Sarnen berufen wurde, verband ihn eine besonders innige Freundschaft, die bis zum Tode dauerte. Mit P. Placidus und P. Maurus und andern seiner Schüler, betrieb P. Leo als Lektor intensive Studien, besonders orientalische Sprachen und Bibelwissenschaften. Neben dem Hebräischen wurde Syrisch und Arabisch betrieben, selbst Sanskrit und Keilschrift wurden in Angriff genommen. — Als Zeugnisse aus jener glücklichen und schaffensfreudigen Zeit finden wir unter den Manuskripten in zierlicher Schrift eine „Kurzgefasste syrische Grammatik“, „Elemente der arabischen Grammatik“, „Anfangsgründe einer Grammatik der Sanskritsprache“, „Die erste Konjugation im Sanskrit“. Vom 11. Juni 1884 liegt uns ein interessantes opus vor, mit der Aufschrift von P. Leo's Hand: „Epistolae gratulatoriae, quas lingua chaldaica, verusibus hebraicis, lingua syriaca obtulerunt discipuli infrascripto lectori P. Leoni“. P. Leo war die Seele aller dieser Bestrebungen und er muss nach dem Zeugnis der Ueberlebenden schon damals ein begeisternder Lehrer gewesen sein. Aus dem gleichen Jahre 1884, aus dem die obige Gratulation stammt, liegt uns ein hübsches Gelegenheitsgedicht P. Leo's vor, ein Akrostichon, das seinem damaligen begeisterten Schüler und

spättern Kollegen, P. Maurus Gentinetta zum Namensfeste gewidmet ist. Es hat zum Gegenstand die bekannte Erzählung Gregor's des Grossen, in seiner vita St. Benedicti und zeigt, wie der echte Dichter auch ein, bei solchem Anlass entstandenes Werk mit dauerndem Gehalt zu füllen weiss. Es lautet:

### St. Maurus.

Moses durchwallte mit herrlichem Mut,  
Auf die Verheissungen bauend, die Flut.

Ueber den Abgrund, vom Ufer so fern,  
Richtete Petrus die Schritte zum Herrn.

Und auf des heiligen Abtes Geheiss  
Strebte St. Maurus nach ähnlichem Preis.

Galt ja ein Leben der rettende Gang,  
Ehe die Flut ihm den Bruder verschlang.

Nimmer erbebt' er und zögerte nicht,  
Treu des Gehorsams erhabener Pflicht.

In der Gewässer erbrausendem Streit  
Naht er dem Sinkenden hilfebereit.

Einer so heiligen Last sich bewusst,  
Trug ihn die Welle mit Stolz und mit Lust.

Trockenen Fusses erreicht' er den Strand  
An des Allmächtigen schirmender Hand.

Zu Ostern 1882 war P. Leo in die Seelsorge nach Marling, bei Meran versetzt worden. Allein schon im nächsten September finden wir ihn wieder im Stift als Lektor. Es scheint ihm die pastorelle Tätigkeit bei seiner angebor'nen Scheu und etwas unpraktischen Natur wenig zugesagt zu haben. Auch mochte man wohl den talentvollen und beliebten Lehrer im Stifte nicht gern vermissen. — Seine Zeit wurde durch die Lektorstelle bei weitem nicht ausgefüllt und wir besitzen aus den Jahren 1881—1885 eine ganze Reihe von Aufsätzen, Abhandlungen, Kritiken und Besprechungen aus den verschiedensten Gebieten. Die nähere Bekanntschaft mit Plattner mag P. Leo veranlasst haben, sich mit der Geschichte der Malerei und einzelnen Fragen derselben näher zu beschäftigen. So haben wir von ihm aus dem Jahre 1881 einen Aufsatz: „Fiesole als Madonnenmaler“, ferner aus dem gleichen Jahre einen „Fiesole-Katalog“, worin auf 11 Seiten 158 Bilder Fiesole's aufgezählt werden, mit Angabe der Malweise und des Ortes, wo sie sich gegenwärtig befinden, nebst anderweitigen Bemerkungen. Auch später noch, in seinen poetischen Arbeiten, beschäftigte ihn der Mönch von Fiesole.

Von 1881 stammt auch ein schönes Manuskript über den Dom von Köln, wahrscheinlich veranlasst durch die Vollendung des herrlichen Bauwerks. Aus dem Jahre 1882 liegt uns vor ein Aufsatz: „Murillo. Zum 3. April 1882“, geschrieben auf den 200. Todestag desselben und gedruckt im Tiroler Volksblatt 1882 Nr. 26; ferner eine Untersuchung: „Ueber die angeblichen Lukasbilder“, worin der Verfasser den Bollandisten entgegentritt, die sich für die Echtheit der sogenannten Gemälde des hl. Lukas ausgesprochen hatten und den Nachweis zu erbringen sucht, dass diese Bilder spätern Ursprungs sind und die ganze Sage von der Malerkunst des hl. Lukas zu Ende des 5. Jahrhunderts auf byzantinischem Boden erwachsen sei. — Ein Werk, worauf der Verfasser offensichtlich viel Mühe und Sorgfalt verwendet hat, ist seine „Marianische Ikonographie“, handschriftlich, aus den Jahren 1882 und 83. Sie umfasst: Katakombenbilder, Immagines non manu factae, Lukasbilder, Byzantinische Bilder, Madonnenbilder des Mittelalters, Fiesole, Renaissance, Umbrische Schule, Niederländer, Deutsche und Spanier, Deutsche Maler des XIX. Jahrhunderts. 1883 schrieb P. Leo in die „Neuen Tirolerstimmen“ Nr. 179 eine sehr schöne Schilderung des Lebenswerkes von Peter von Cornelius. Hier werden dieser und Overbeck als die beiden grössten Maler Deutschlands im XIX. Jahrhundert bezeichnet. Damals wusste man eben von Böcklin und seinem Farbenglanz noch nichts, und dennoch hatte derselbe gerade in demselben Jahre 1883 sein „Spiel der Wellen“ vollendet! — Ueber die deutsche, vornehmlich religiöse Malerei des XIX. Jahrhunderts findet sich handschriftlich aus dieser Zeit eine ganze Sammlung unter dem Titel „Deutsche Meister“. Darin werden behandelt: Cornelius, Overbeck, Flatz, Steinle, Führich, Kupelwieser, Klein, Mader, Veit, von Schwind, Schraudolph, Obwexer, Hess, Hellweger, Baumeister, Schadow, Degen, Ittenbach, die beiden Müller, Bauer, Deschwanden, von Felsburg.

Neben diesen kunsthistorischen Abhandlungen begegnen uns zahlreiche Aufsätze und Studien aus dem Gebiete der Geschichte und Literatur. So besitzen wir im Manuskript eine 1884 beendete Geschichte der kirchlichen Literatur, 151 S. in 3 Teilen, von der altchristlichen Zeit bis auf unsere Tage, einen Essay, betitelt: „Lambert von Hersfeld, der grosse Dichter und Chronist des XI. Jahrhunderts“, eine Studie über „Jacopone da Todi“, ein Manuskript „Materialien zur Geschichte des Einflusses der katholischen Kirche auf die politische Freiheit“, eine zweite Sammlung „Zur Geschichte des Sklaventums und seiner Abschaffung durch die Kirche“, ferner eine Studie über den Hymnus „Urbs Jerusalem“, nebst anderweitigen hymnologischen Fragmenten. Weiters treffen wir auf ausgezeichnete Aufsätze über neuere Dichter, wie Clemens Brentano, einen alten Liebling P. Leo's, und Alban Stolz, den er gleichfalls hoch verehrte und später noch aus Anlass eines Besuches in Freiburg in einem Gedichte gefeiert hat.

Von 1881 an erschienen ferner zahlreiche Rezensionen über poetische und literarische Novitäten, teils im Wiener „Vaterland“, wie die schöne Besprechung von Weber's Gedichten, teils und später fast ausschliesslich im „Augustinus“. Die Zahl dieser mustergültigen Rezensionen ist zu gross, als dass sie hier einzeln auch nur erwähnt werden könnten. 1882 endlich entstand auch die kurze, schöne Biographie „Don Gabriel Garcia Moreno, ein Lebensbild“ veröffentlicht im 18. Bd. des Sendboten's vom göttl. Herzen Jesu, nachdem er dem Helden und Martyrer früher schon ein herrliches Gedicht gewidmet hatte.

1880 waren aus Anlass des 1400jährigen Jubiläums des Benediktinerordens die „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden“ begründet worden. P. Leo ist in denselben mit drei wertvollen Beiträgen vertreten, die noch aus der Grieserzeit stammen. Im V. Jahrgang, Bd. 1 1884 veröffentlichte er „Ein Fragment aus dem jüngeren Titurel“. Er hatte das Bruchstück auf dem Pergamentbande einer, im Jahre 1584 gedruckten lateinischen Heiligenlegende entdeckt. Den Inhalt desselben bilden einige Episoden aus den Kämpfen Tschionatülanders, entsprechend den Strophen 3055—3087 der Ausgabe von Hahn. — Im Jahrgang 1885 publizierte P. Leo: „Ein Benediktinerdichter aus den Tagen der Säkularisation“; er gibt darin einen kurzen Lebensabriss des 1830 verstorbenen Dichters und Epigrammatikers Basilius Meggle von St. Peter im Schwarzwald, und teilt eine Anzahl meist lateinischer, zeitgeschichtlich interessanter Gedichte und Epigramme desselben mit. 1886 endlich erschien in der genannten Zeitschrift eine kunstgeschichtliche Studie über Michael Pacher, die sich mit den Werken der Altarbaukunst dieses grössten Tiroler Künstlers beschäftigt, der zwischen 1430 und 1440 geboren, 1498 starb und in Tirol, besonders in seiner Vaterstadt Bruneck und in Gries, Werke von grosser Schönheit geschaffen hat.

Mitten zwischen all diesen reichen Arbeiten erschien als erste reife Frucht der Dichtertätigkeit, wie bereits erwähnt, ein Band Gedichte „Ecclesia militans“ 1883. Wir werden auf diese Sammlung im Verlaufe unserer Darstellung noch zurückkommen. Hier möge nur bemerkt werden, dass sie von allen Seiten mit Freude und hoher Anerkennung begrüsst wurde. Heinrich Keiter nannte den Dichter einen „poetischen Cornelius“, der Jesuit Baumgartner lobte vor allem „die ideale Begeisterung und Formvollendung, womit die schönen Gedanken in kurze Gedichte gebracht und kunstvoll abgerundet sind“ und die Germania schrieb: „Möge der lateinische Titel und das Prädikat ‚historisch‘ nur niemanden vom Lesen dieser Gedichte abhalten. Sie sind durch und durch deutsch, aus dem tiefsten Grunde eines deutschen Gemütes hervorgegangen.“

So hatte denn der Dichter erreicht, was er einst kaum zu hoffen gewagt und die Poesie, nach der mit „heissen Herzenstränen“ auch er sich schon als Knabe gesehnt: sie war wie eine Göttin zu ihm herabgestiegen. Und der Wunsch seiner heimgegangenen Mutter, wie herrlich war er in Erfüllung gegangen! Wie hätte sie sich wohl gefreut, auch das noch zu erleben! Einem ähnlichen Gedanken gibt auch Reichsgraf Moritz Fries in einem Briefe, datiert: Meran, den 25. April 1883 Ausdruck. Er schreibt dem Sohne des Mannes, der einst als Erzieher seiner Kinder in seinen Diensten gestanden hatte:

„Soeben habe ich die Lesung Ihrer *Ecclesia militans* beendet, und daran Geist und Gemüt erquickt. Es drängt mich, Ihnen das zu sagen. — Wie würde Ihr guter, seliger Vater sich freuen, wenn diese Töne frommen Glaubens, froher Hoffnung und inniger Gottesliebe zu ihm dringen könnten! Wohl uns allen, wenn auf dieses Lebens dunklen Pfaden wir unser höchstes Ziel stets so im Auge behalten . . .!“

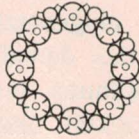
Im Juli 1884 verlor P. Leo seine von Jugend an für ihn, zugleich mit seiner Mutter besorgte treue Tante Caroline in Linz. Sie hatte ihn in ihrem Testamente zum Erben eingesetzt. Ueber diese Angelegenheit besitzen wir noch einen Brief des damaligen Prälaten, Abt Bonaventura Foffa an Leo Fischer. Wir können uns nicht versagen, aus diesem Schreiben, das die Uneigennützigkeit und die wahrhaft vornehme Denkweise der beiden Männer in hellem Lichte zeigt, eine Stelle anzuführen; Geld- und Erbschaftsangelegenheiten sind ja fast immer der beste Prüfstein für die Wertung eines Charakters. Der Brief ist datiert vom 3. August 1884 und nach Jenesien adressiert, wo sich P. Leo in der Sommerfrische aufhielt. Abt Bonaventura schreibt ihm:

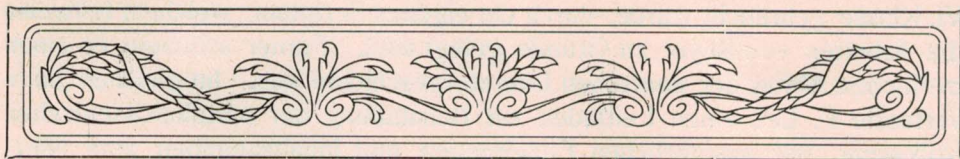
„Genehmigen Sie vorerst den Ausdruck meiner herzlichsten Condolenz wegen des schweren Verlustes, den Sie durch den Tod Ihrer lieben Tante Carolina erlitten haben. Bei Ihrer Primiz habe dieselbe kennen und wegen ihrer Stille, Einfachheit und grossen Frömmigkeit hochschätzen gelernt. Die grosse Liebe, die die selige Tante gegen Sie hatte, dauerte bis zum Tode und wird im Himmel fortleben und Ihnen eine Quelle von Gnaden werden. Ein Zeichen dieser grossen Liebe zu Ihnen ist wohl auch das Testament der selig Verstorbenen. Sie fragen bezüglich des Testamentes der Tante: Befehlen Sie, dass ich das Testament akzeptiere? Nein; ich befehle es nicht, ja ich wünsche fast, dass Sie es nicht akzeptierten. Die Protestanten [die nächsten Erbberechtigten gehörten diesem Bekenntnis an!] haben gegen Priester und Religiösen häufig Vorurteile von Erbschleicherei und so würden sie hier de facto sehen, dass dieses nicht der Fall ist.

Ich denke, dass man Ihnen gewiss gerne die Schriften, besonders

Ihrer Mutter, den Kreuzpartikel und jedenfalls auch die Bücher, die Sie besonders zu besitzen wünschen, überlassen werde. So erreichen Sie auf die schönste Weise, was Sie vorzüglich wünschen . . . . Ihre Bereitwilligkeit, nur nomine monasterii die Erbschaft antreten zu wollen, hat mich sehr gefreut.“ So weit Abt Bonaventura in seinem Briefe, welcher beiden Männern ein schönes Zeugnis, dem einen der Uneigennützigkeit, dem andern des Gehorsams ausstellt.

Noch ein Jahr verbrachte der Dichter in der Stille der Klosterzelle, wo er wohl die schönsten und heimeligsten Stunden seit der Jugendzeit gelebt haben mag; dann schlug ihm die Stunde des Abschiedes: es galt nach Sarnen in die Schweiz.





## Sarnen.

„Des Lebens Gipfel habe ich erstiegen,  
Erweitert ward der Blick und ernst der Sinn.  
Im Abendgolde der Erinnerung liegen  
Die Strassen, welche ich gewandert bin.“

Max Limbourg hatte einst vor Jahren in einem Briefe an Otto Fischer eine Fahrt durch die Schweiz geschildert und darin unter anderm geschrieben: „Jetzt mein Lieber, lass deine Phantasie Raketen werfen, damit sie dir so die herrliche Fahrt auf dem Zürcher-See beleuchte! Schöneres in dieser Art habe ich nicht leicht gesehen.“ Vierzehn Jahre später zog der Empfänger des Briefes dieselben Wege.

„Der Städte Gewimmel  
Ist dürrftig an Reiz,  
Ermüdend sind ebene Wiesen.  
Drum grüss' euch der Himmel  
Ihr Berge der Schweiz,  
Ihr wolkenumgürteten Riesen!“

Im Oktober 1885 begann P. Leo seine Tätigkeit an der Kantonalen Lehranstalt Sarnen. Diese umfasste damals sechs Gymnasialkurse und zwei Realklassen. Als Fächer wurden ihm Deutsch, Geschichte und Geographie zugewiesen. Wie viele Stunden er in den ersten zwei Jahren zu besorgen hatte, ist nicht mehr zu eruieren, da die Jahresberichte damals die jeweilige Stundenzahl und Fächerverteilung nicht enthielten. Die Zahl der Stunden dürfte aber wohl gleich anfangs eine bedeutende gewesen sein, da sie später immer zwischen 21 und 23 per Woche schwankte, 1893/94 sogar 24 betrug. Zunächst entwarf P. Leo schon im Herbst 1885 eine „Stilistik“ für den Deutsch-Unterricht in der III. und IV. Klasse, ebenso einen Leitfaden der Poetik für den V. Kurs. Im folgenden Jahre 1886/87 ersetzte er den Leitfaden der Poetik von Diekhoff, der in der

VI. Klasse gebraucht wurde, durch ein eigenes Scriptum, welchem teilweise die Arbeiten von Beyer zu Grunde gelegt sind. Ferner arbeitete er einen trefflichen Abriss der deutschen Literaturgeschichte aus. Im gleichen Jahre verfasste P. Leo einen Leitfaden zur Behandlung der mittelhochdeutschen Volksepik, mit ausführlichen Einleitungen und Inhaltsangaben zum Nibelungen- und Gudrunlied, zum Heldenbuch, Waltharilied und zur Edda.

Alle diese Schöpfungen P. Leo's: Stilistik, Literaturgeschichte und Poetik, sind heute, zwölf Jahre nach des Verfassers Tode, noch im beliebten Gebrauche, gewiss ein gutes Zeugnis für ihre praktische Brauchbarkeit. Der Unterricht im Deutschen und in der Geschichte wurde nach einem wohlgedachten Plane reorganisiert und später bei der Erweiterung des Gymnasiums auf 8 Klassen fertig ausgebaut.

P. Leo fühlte sich übrigens bald heimisch in Sarnen; hier traf er ja vor allem mit dem ihm schon in Gries so nahe befreundeten P. Nikolaus Vogt zusammen, den künstlerische Neigungen und gerades, liebenswürdiges Wesen ihm so nahe verbanden. Die Liebe seiner Schüler scheint sich der neue Professor ebenso rasch erworben, wie dauernd gesichert zu haben. Als wir ihn 1889 kennen lernten, war er ohne Zweifel nicht nur der angesehenste, sondern auch der beliebteste Lehrer. Mit Land und Leuten wurde P. Leo auch ziemlich schnell vertraut, so weit das bei seiner Zurückhaltung möglich war. Den Gebildeten der katholischen Schweiz war er bald genug bekannt, da ihm sein literarischer Ruf schon vorausgegangen war. So eröffnete sich denn auch hier in dem neuen Wirkungskreis, seiner Tätigkeit als Lehrer, Forscher und Dichter ein weites Feld unter günstigen Bedingungen. Wir werden sehen, dass die zehn Jahre von 1885—1895, die ihm noch zu leben beschieden waren, eine reiche Ernte gebracht haben.

Zunächst erschien anfangs des Jahres 1886 ein zweiter Band Gedichte, betitelt: „Blumen aus dem Klostergarten“, die noch in Gries, teilweise in Marling, Jenesien und Mölten entstanden waren. Das Bändchen widmete er seinem liebenswürdigen und hochbegabten Freunde und Mitbruder P. Placidus Rigert. Es wurde wie die erste Sammlung mit reichlichem Beifall aufgenommen. Der einstige besorgte Vormund und nunmehrige treue Freund Graf August Fries schrieb ihm unterm 10. Februar von Meran aus: „Sie haben mir durch die Uebersendung Ihrer wundervollen Gedichte eine grosse Freude und grossen Genuss bereitet. Mit wahrem Stolze erfüllt es mich, dass mein ehemaliger Mündel ein so hervorragender Dichter und eine so schöne Zierde unserer Kirche geworden ist. Da es Sie vielleicht interessiert, das Urteil Oskar von Redwitz's über Ihre Gedichte zu hören, so sende ich Ihnen anliegend einen Brief von ihm, den er mir als Antwort auf die Uebersendung Ihrer letzten Gedichte geschrieben hat. . . . Ich hoffe, nachdem Sie mit so schönem

Erfolge an kleinen Poesien Ihr dichterisches Können gezeigt haben, dass Sie nun auch nächstens eine grössere Aufgabe sich stellen werden.“

Der Brief Oskar's von Redwitz, von dem eben die Rede war, ist uns noch erhalten. Er hat folgenden Wortlaut:

„Schillerhof, Februar 1886.

Lieber Freund!

Ich habe die Gedichte von P. Leo Fischer sofort mit grösster Sammlung gelesen, mit schärfster Kritik sie geprüft, und — mich herzlich daran gefreut und erquickt. Ja, ganz gewiss, das ist wieder einmal tief empfundene, sinnige, zarte, feine Poesie, die dem Herzen wohltut. Ganz besonders hat mich aber auch die Reinheit und Korrektheit der Form in allen Versarten hoch befriedigt. Und diese echt künstlerisch abgeklärte Form ist vor allem die beredteste Zeugin für den feingebildeten Geist des geistlichen Poeten, ein Vorzug bezüglich der poetischen Form, der gerade bei geistlichen produzierenden Herrn nicht sehr oft angetroffen wird. — Das Lied Seite 25 [Epiphanie II: Es steigen die Engel . . .] ist geradezu ein Meisterwerk der Form — eine wahre Perlenschnur! Mir sind überhaupt, wenn ich allerstrengstes Richteramt ausüben soll, nur drei Forminkorrektheiten aufgefallen . . . . Aber was heissen diese paar nicht ganz korrekten Reime gegen die sonst durchgängige, absolute Reinheit und Schönheit der Form? — Kurz, Pater Leo ist in meinen Augen ein vollgültiger feiner Poet! Eine poetische Zierde seines Klosters. Und dass dies mein Lob ihn nicht eitel machen könne, dafür bürgt zur Genüge der ganze Geist seiner Poesie! . . . .

Ich danke Dir, das Du mich den Duft dieser religiösen Geistesblüten geniessen liessst, und bitte, dem poetischen Herrn Pater meinen unbedingten Respekt zu melden. — Du weisst, dass ich nie ein unwahres Lob ausspreche. Mit freundlichen Grüssen

Dein

Oskar von Redwitz.“

Dieses Lob aus Dichtermund ist auch noch heute wertvoll. Für 1886 bedeutet es fast eine „Kanonisierung“. Aber auch andere Stimmen wurden laut. Der Anzeiger für die katholische Geistlichkeit nannte die Dichtungen „wunderbare Weisen, die sowohl an Calderon's Tiefe und Ernst, als an Brentano's Süsse und an Louise Hensel's Weichheit erinnern“ und die Schlesische Volkszeitung schrieb: „Die Sammlung gibt Zeugnis von hohem dichterischem Talent und einem ausgereiften Geiste. Die Gedichte zeichnen sich durch grossartige Auffassung und Gedankentiefe aus.“

In den Wintermonaten 1885/86 übertrug P. Leo eine Anzahl Horazischer Oden aus dem Lateinischen ins Deutsche. Diese Uebersetzungen,

sechszehn Oden im Ganzen, erschienen in der Abhandlung: „Quintus Horatius Flaccus, der patriotische Sänger, von P. Augustin Grüniger O. S. B. Rektor“, welche als wissenschaftliche Beilage dem Jahresberichte 1886 der Lehranstalt beigegeben war. Die Uebersetzungen sind genau in den Vermassen der Originale ausgeführt, eine Kunst, die der Dichter schon an einigen Poesien Balde's und Ferrucci's erprobt hatte. Obwohl die Uebertragungen ziemlich wörtlich sind, lesen sich dieselben doch äusserst angenehm; sie gehören unstreitig zu den besten Horazübertragungen und es ist nur zu bedauern, dass dieselben in einer halbverschollenen Katalogbeilage vergraben sind! — Den Sommer brachte der Dichter in der Schweiz zu, meist in Sarnen, einige Septembertage in Boswil, wo wir ihn später noch öfters zur Ferienzeit treffen werden.

Im Frühling des Jahres 1887 erschien, als Festgabe zur vierten Säkularfeier des seligen Nikolaus von der Flüe, wieder ein Heftchen Gedichte bei Foesser. Dasselbe ist zugeeignet Herrn Landammann und Ständerat Theodor Wirz. Es sind ausschliesslich Motive aus dem Leben des Seligen und seiner engern Heimat, denen der Dichter hier Gestaltung verliehen hat. Darunter befindet sich auch das, in seiner Komposition durch Stehle längst offiziell gewordene

### Unterwaldnerlied.

O holdes Unterwaldnerland,  
Wohl bist Du schlicht und klein,  
Doch klein ist auch der Diamant,  
Der sel'tne Edelstein!  
Und wenn Dich rings mit engem Saum  
Begrenzen Berg und Flut,  
So war in Dir doch immer Raum  
Für Ruhm und Heldenmut.

Von Deiner Väter Taten schallt  
Die Kunde allerwärts,  
Denn ob und nid dem Kernserwald  
Gedieh manch treues Herz,  
Manch freies Herz, das nicht ertrug  
Der Feindesheere Spott,  
Manch treues Herz, das einzig schlug  
Für Vaterland und Gott.

Ein solches Herz besass der Held,  
Der Sempach's Schlacht entschied,  
Und Nikolaus, der gern der Welt  
Entsagt als Eremit;  
Der Eine holte sich im Streit  
Den Preis, der nie vergeht,  
Der Andre als der Einigkeit  
Friedliebender Prophet.

O holdes Unterwaldnerland,  
Wie bist Du schlicht und klein,  
Doch klein ist auch der Diamant,  
Der sel'tne Edelstein.  
Wie einst die edle Römerin  
Im grauen Altertum,  
So sprich auch Du mit stolzem Sinn:  
„Zwei Söhne — sind mein Ruhm!“

Merkwürdig ist, wie hier der gelehrte Dichter den Volkston zu treffen wusste. — Die eigentümliche Wirkung der Verse beruht auf dem Wechsel von vier- und dreifüssigen Jamben und dem ausschliesslichen Gebrauch stumpfer Reime, wodurch das ganze einen schnellen, fast stürmischen Gang erhält, der auch durch Stehle's schöne Melodie hindurchzieht. —

Im Sommer 1887 erschien als wissenschaftliche Beilage des Jahresberichtes der Kant. Lehranstalt: „Der Cid und die Cidromanzen, eine literarhistorische Abhandlung“. P. Leo hatte seit früher Jugend das Studium der spanischen Sprache betrieben, da seiner Mutter diese Sprache geläufig war und sie sogar aus ihr Dichtungen ins Deutsche übertrug. Was lag ihm da näher, als einmal in einem „Programm“ die spanische Literatur in einer ihrer schönsten Blüten, die Poesien, welche zum Preise des Cid und seiner Heldentaten erstanden waren, einem deutschen Publikum etwas näher zu rücken. Der historisch-literarische Exkurs gab die Folie ab, auf welcher der Text der Romanzen sich um so wirksamer abhob. Leider hat P. Leo nur wenige, wenn auch vielleicht gerade die schönsten Romanzen übersetzt. Es sind in der Ausgabe von Carolina Michaelis<sup>1)</sup> die Romanzen: 5, 10, 25, 52, 100, 194, 195, 196, 201, also neun Nummern im Ganzen. Die Uebersetzung ist im Versmasse der Originale ausgeführt, unter peinlicher Beibehaltung der Assonanz. Sie ist von allen Uebersetzungen der Cidromanzen, die je unternommen wurden, unzweifelhaft die schönste. Einzelne Partien können wohl als selten erreichte Muster vollendeter Uebersetzungskunst gelten! Von den Uebersetzungen wurden einige schon 1885 in Gries vollendet, die Grosszahl entstand in Sarnen, im Winter und Frühling 1886. Auch hier ist zu bedauern, dass die schöne Arbeit nicht gehörig beachtet und gewertet wurde.

Einen Teil der Ferien von 1887 brachte der Dichter in Tirol, in Gries zu, einige Augusttage in der Sommerfrische Jenesien. Dort entstand das schöne, balladenartige Gedicht: „Der Tag von Marignano“. Die Dichtung ist für sein damaliges Können, besonders auch in technischer Hinsicht, sowie für die Art und Weise seiner dichterischen Behandlung historischer Gegenstände, ungemein charakteristisch. Wir lassen deshalb das Gedicht trotz seines Umfanges hier folgen.

### Der Tag von Marignano.

Getöse erfüllte  
Die Luft, und es hüllte  
Die Sonne sich trauernd in Wolken von Dampf,  
Als Schweizer und Franken  
Zu Hunderten sanken  
Bei Marignano im blutigen Kampf.  
Wohl kamen wie Wogen  
Des Meeres gezogen  
Die Scharen des Königs, vertrauend dem Glück.  
Doch tief in die Masse  
Erzwang sich die Gasse  
Das Häuflein der Schweizer und warf sie zurück.

---

<sup>1)</sup> Carolina Michaelis, Romancero del Cid, nueva edicion, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871.

Es kam auch geritten  
Der Bischof von Sitten,  
Der mächtige Schinner auf schäumendem Ross,  
Der Seinigen Lenker  
Als Feldherr und Denker,  
Im Bunde der Schweizer der beste Genoss.

Da trennte das Dunkel  
Die Feinde, Gefunkel  
Der Feuer durchzuckte die schaurige Nacht.  
Es haben in Sorgen  
Dem nahenden Morgen  
Die welschen Barone entgegengewacht.

Als neu sich erhellte  
Das Himmelsgezelte,  
Erhob sich die Schlacht mit erneuerter Wucht.  
Der waffenergraute  
Trivulzio schaute  
Von neuem der Seinigen schleunige Flucht.

Doch plötzlich erscholl es  
Voll trotziges Grolles:  
„San Marco! San Marco!“ — Es rückte ins Feld,  
Der Wunden noch ledig,  
Das Heer von Venedig  
Und hat sich den Schweizern entgegengestellt.

Nun mussten sie weichen.  
Doch nahmen die Leichen  
Der treuen Gefährten die Tapfern mit.  
Die Fahnen erhoben,  
Nicht feige zerstoben,  
So zogen sie heimwärts in ruhigem Schritt.

Nur Schinner, dem alten,  
Durchfurchten die Falten  
Des Kummers die Stirn, und er seufzte für sich:  
„Gott möge dich leiten  
In düsteren Zeiten,  
O Land meiner Väter! Dein Schimmer verblich.

„Ich wollte dich machen  
Zum Schrecken des Drachen,  
Der fern an der Seine sich gierig erhebt.  
Mein Plan ist gescheitert,  
Der Franke erweitert  
Die Netze, womit er die Völker umwebt.

„Mir zeigen von ferne  
Sich drohende Sterne:  
Verwirrung des Glaubens und fränkischer Druck  
Gott möge dich leiten  
In düsteren Zeiten,  
O Land meiner Väter, Germaniens Schmuck!“

Bei der reichen dichterischen Ernte in allen diesen Jahren, kann es nicht Wunder nehmen, dass P. Leo seine Unterstützung und Sorge auch einem neuen Unternehmen zuwendete, das sich in erster Linie die Pflege der katholischen Poesie auserwählt hatte: es sind die Dichterstimmen, welche 1887 von Leo Tepe van Heemstede begründet wurden. Schon im ersten Jahrgange sehen wir P. Leo mit acht Beiträgen vertreten, im zweiten mit 15 und so geht es weiter. Kein Jahrgang schloss ab, der nicht auch einige auserlesene Gedichte des Sarnepoeten gebracht hätte. Aber nicht genug damit! P. Leo gewann in Sarnen der Dichtkunst auch neue Jünger. Seine Schüler waren gehalten, im Verlaufe des Jahres sich in poetischen Arbeiten zu üben und in mehr als einem derselben wurden künstlerische Neigungen wach. Die schönsten dieser Blüten erschienen alsdann durch P. Leo's Vermittlung in den Dichterstimmen. Den jungen Künstlern war das hinwiederum ein Ansporn zu weiterer Tätigkeit.

Im Frühjahr 1889 erschienen die „Dichtergrüsse aus den Alpen“; das Bändchen ist „in tiefster Verehrung zugeweiht Herrn Sanitätsrat Dr. Friedrich Wilhelm Weber“, dem Dichter von Dreizehnlinden, zu seinem 75. Geburtstage. Derselbe hatte dem Dichter auf eine Anfrage wegen Annahme der Widmung, unterm 29. September 1888 von Nieheim aus geantwortet:

„Hochwürdiger Herr! Ihre gütige Zuschrift vom 25. dieses Monats beschämt mich alten Landdokter, der unter die Poeten geraten ist, wie Saul unter die Propheten. Sie wollen die grosse Freundlichkeit haben mir Ihre „Dichtergrüsse aus den Alpen“ zu widmen; wie komme ich zu der Ehre? Ich nehme sie mit herzlichem Dank an. Trägt doch Mancher ein Ordensband und weiss nicht wofür? Wenn nun die Welt sich über Ihre Widmung wundert, so haben Sie es zu verantworten.

Empfangen Sie, hochwürdiger Herr, mit dankbarster Zustimmung die Versicherung meiner Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebenster

F. W. Weber.“

In der Widmung an den Dichter heisst es:

„ . . . wo immer noch zu finden  
Deutsches Wort und deutsche Art,  
Wird das Lied von Dreizehnlinden  
Als ein Kleinod aufbewahrt.

„Solcher Blüten schlichte Spende,  
Solch ein lenzgeschmücktes Reis  
Leg' ich hier in Deine Hände,  
Ruhmgekrönter Dichtergreis.

„Doch so weit die Linden schatten,  
Wächst, beschirmt von ihrem Dach,  
Manch ein Sträusslein auf den Matten  
Manch ein Reis am hellen Bach.

„Möglich, dass Dich Eins erfreue  
An dem dürftigen Geschenk:  
Deiner sind in Lieb' und Treue  
Tausend Herzen eingedenk“.

In die „Dichtergrüsse aus den Alpen“ war auch die Grosszahl der in der Subsilvania veröffentlichten Gedichte aufgenommen worden. Von der katholischen Kritik wurde auch dieser Gedichtband mit auszeichnendem Lob und hoher Anerkennung entgegengenommen, doch neigten einige Kritiker, insbesondere Keiter dahin, die „Dichtergrüsse“ an künstlerischem und dichterischem Werte hinter die Erstlingsbände zurückzustellen. Dennoch muss auch Keiter zugeben, „dass sich in allen Abteilungen des Bändchens Gedichte von Schönheit und Wohllaut finden lassen“. Was die Bemerkung über den Wohllaut betrifft, so steht die Sammlung in dieser Hinsicht nicht hinter den beiden vorausgegangenen zurück.

Als Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte lag P. Leo die Beschäftigung mit der Geschichte und Entwicklung der Muttersprache um so näher, als er sich teilweise schon in Gries mit solchen Untersuchungen abgegeben hatte. Hier in Sarnen, setzte er diese sprachgeschichtlichen Studien emsig fort. Die erste Frucht derselben erschien 1890, wieder als Beilage zum Jahresbericht der Lehranstalt. Es ist die Abhandlung: „Fünf Kapitel aus der Geschichte der Sprache“. Sie ist eine der schönsten und interessantesten Arbeiten, die wir von P. Leo überhaupt besitzen und fand auch in fachwissenschaftlichen Kreisen anerkennende Aufnahme. In dieser Abhandlung ist auch zum ersten Male das Gedicht „Die deutsche Sprache“ veröffentlicht, worin er allegorisch unter dem Bilde einer hehren Jungfrau das Wachsen und Erstarken unserer Muttersprache dichterisch verherrlicht.

Das vergleichende Studium der germanischen Sprachen, die Gesetze der Lautverschiebung, die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachstämme überhaupt, haben P. Leo seit ungefähr 1887 aufs intensivste beschäftigt. Seine Arbeiten, die hierher gehören sind zahlreich, aber nur wenig davon ist veröffentlicht worden. Druckfertig finden sich in seinem Nachlass vor: „Zwölf Indogermanische Wurzeln, untersucht von L. F.“ ferner ein „Deutsches Namenbuch“. Als Kenner der orientalischen Sprachen befasste er sich auch lange mit dem Problem der Verwandtschaft zwischen arischen und semitischen Sprachen. Ende der achtziger Jahre entstand so die ebenfalls nicht veröffentlichte Arbeit: „Beiträge zur Beleuchtung des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen den indogermanischen und semitischen Sprachen“. Als trefflicher Kenner des Spanischen, dem zudem auch Italienisch und Französisch geläufig waren, zog er auch die romanischen Sprachen in den Bereich seiner Studien, wofür übrigens schon die „Fünf Kapitel aus der Geschichte der Sprache“ reichlich Zeugnis ablegen. Es würden ferner hierher gehören ein „Etymologisches Wörterbuch der spanischen Sprache“ und eine Abhandlung betitelt: „Beiträge zur Etymologie spanischer und portugiesischer Ortsnamen“, beide unveröffentlicht.

Wir müssen geradezu staunen, woher P. Leo bei seinen zahlreichen Schulstunden mit den vielen Korrekturen, die der Deutschunterricht mit sich bringt, die Zeit für seine vielfältigen Arbeiten genommen hat! Und dabei war er, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, immer die Pünktlichkeit selbst. Gleichwohl haben wir die Arbeiten P. Leo's noch nicht erschöpft. Neben zahlreichen Rezensionen im „Augustinus“, in den „Dichterstimmen“, in der „Alten und Neuen Welt“, in Tagesblättern, laufen fortwährend poetische Arbeiten, teils Uebersetzungen, teils eigene Dichtungen. In seinem Nachlasse finden sich ausgedehnte Aphorismensammlungen, Sammlungen von Aufsatzthematata, Stilblüten und — man möchte fast seinen Augen nicht trauen — neben den wahrhaft klassischen Uebersetzungen aus griechischen Lyrikern, stehen zahlreiche Lösungen mathematischer Aufgaben. Wer hätte das hinter diesem Manne mit den Dichterlocken vermutet, dem einst in der Jugend, wie es scheint, gerade die Mathematik so übel mitgespielt hatte! P. Leo war eben ein universeller Geist und nichts lag ihm zu weit entfernt, wenn es galt, den Verstand zu schärfen, das Wissen zu vertiefen und zu erweitern. Ihm hat ja nichts gefehlt! Verstand, Gemüt und fester Wille, sie standen bei ihm in schönster Harmonie. Darum diese Gleichmässigkeit, die alle Wissensgebiete schätzte und auf ihnen sich zu vervollkommen suchte. So kann es uns nicht Wunder nehmen, dass der Sänger der Naturschönheit auch der Naturgeschichte nicht fremd blieb. Wie seine herrliche Mutter ihn einst in die Betrachtung der Natur einführte, haben wir gehört. In seinem Nachlasse fanden sich eine kleine wohlgeordnete mineralogische und paläontologische Sammlung, mit zierlich geschriebenen Inhaltsverzeichnissen! Gerne auch ging er den Kindern der Pflanzenwelt nach und zwischen den Blättern der sorgfältig geschriebenen Gedichte, finden sich auf Papier geklebt öfters die Zeugen des Vorfrühlings: Veilchen, Tussilagien, Schneeglöckchen und Primeln.

Die Sommer-Ferien 1889 hat der Dichter wieder zum Teil in Süd-Tirol: Gries und Jenesien zugebracht. Es scheint das sein letzter Besuch dortselbst gewesen zu sein. — Das Jahr 1890 brachte wieder eine überaus reiche dichterische Ernte, so dass unser Dichter schon am Ende desselben daran gehen konnte, eine neue Gedichtsammlung zum Drucke vorzubereiten. Das Erscheinen derselben zog sich jedoch lange hinaus, indem der Verlag, Fösser, Nachfolger in Frankfurt, den Dichter mit offenbaren Unwahrheiten und leeren Ausreden hinhielt, ja ihn geradezu auf eine unqualifizierbare Weise behandelte! Die Korrespondenz ist noch vorhanden und es geht aus den Duplikaten P. Leo's hervor, dass nach einem Jahre Zuwartens auf das versprochene Erscheinen des Bändchens, P. Leo weder auf eingeschriebene Briefe noch Telegramme eine weitere Antwort erhielt! Diese Unannehmlichkeiten mögen dem Dichter die Freude an seinem Werk vergällt haben. Das Bändchen erschien endlich 1892. Es trägt den Titel

„Auf der Höhe, Lieder und Balladen“, und ist gewidmet seinem alten lieben Freunde P. Nikolaus Vogt. Man darf wohl sagen, dass diese vierte Liedersammlung den Dichter wieder ganz auf der alten Höhe zeigt. Zudem schlägt er neue Töne an. Die Vorliebe für Linguistik und die Beschäftigung damit schimmern vielerorts durch. Von der massgebenden Kritik sind uns merkwürdigerweise beinahe keine Urteile bekannt geworden. Der Grund liegt vielleicht darin, dass der Verlag in seinem Schlendrian wohl keine Rezensionsexemplare versandte, wir wissen es indessen nicht.

Auf der Höhe des Lebens stand jetzt auch der Dichter. Sein Ruhm war fest gegründet, sein Ruf als Dichter bekannt geworden, nicht weniger aber auch sein tiefes Wissen und sein Schalten und Walten als trefflicher Lehrer der Geschichte und Literatur. Auf seine Worte schwuren die Schüler, sein Urteil galt ihnen alles und seine Stunden hatten, trotz der nicht geringen Anforderungen, die er stellte, fast alle am liebsten. — Noch war ihm beschieden am Ausbau des Gymnasiums mitzuarbeiten. 1892/93 übernahm er das Deutsche und die Geschichte für den VII. Kurs, und im folgenden Jahre die gleichen Fächer dazu für den VIII. Kurs. Ebenso fielen ihm die Stunden für Aesthetik und Kunstgeschichte zu. — Das Jahr 1892 brachte von ihm wieder eine Beilage zum Jahresbericht: „Germanische Sprachelemente im Spanischen“, eine überaus sorgfältige Arbeit, die es wohl wert gewesen wäre, in einer Fachzeitschrift publiziert zu werden.

In die Seelenstimmungen und das innere Leben gewähren uns einige Gedichte P. Leo's aus dieser Zeit interessante Einblicke. Das Tiefste erfahren wir wohl nicht, denn es lag von jeher in seiner Natur, dass er das Innerste für sich behielt. Es scheint auch das körperliche Befinden, trotz seiner äussern Kraftgestalt, nicht immer das beste gewesen zu sein. Er litt an dauernder Schlaflosigkeit, arbeitete infolgedessen regelmässig bis Mitternacht und darüber hinaus und legte so wohl den Grund zu seiner schliesslichen Todeskrankheit. Von Erholung konnte ja bei einer solchen Lebensweise keine Rede sein. Dazu scheinen auch noch manche Verstimmungen durch äussere Anlässe gekommen zu sein, nicht etwa von Seite der Studenten; die waren ihm immer zugetan und haben ihm wohl selten einen Kummer bereitet.

Ergreifend kommen solche Stimmungen schon in einem Gedicht vom 29. November 1889 zum Ausdruck. Er hat es in seiner stillen Scheu nie veröffentlicht, aber es ist ein Gedicht, wahr und tief wie wenige.

### In trüber Zeit.

Der Nebel schleicht am Bergesjoch  
So trübe hin,  
Und trüber ist's und dunkler noch  
In meinem Sinn.

Mich schmerzt es, dass auf Erden bloss  
Die Torheit siegt,  
Indes das Edle mitleidlos  
Zertreten liegt.

Doch ist der Nebel noch so dicht,  
Der mich umkreist,  
Ich weiss es, dass der Sonne Licht  
Ihn einst zerreisst.

Und ist die Fessel noch so schwer,  
Die mich beschränkt,  
Ich weiss, dass Gott von oben her  
Mein Schicksal lenkt.

Er kennt den Sperling, der vom Dach  
Zu Boden fällt;  
Ihm sei mein Leid und Ungemach  
Anheimgestellt.

Wer, der einst den Dichter gekannt hat, würde beim Lesen dieser Verse nicht bis ins Innerste ergriffen? Das ist nicht nur der grosse Dichter, grösser ist hier der Mensch, der auch Ungerechtigkeit und Widerwärtigkeit vom erhabensten Standpunkte aus auffasst, und auf den Ausgleich hofft in einer Stunde, die jedem kommt! — Von 1890 besitzen wir ein Gedicht „Epilog“ das ähnlichen Stimmungen Ausdruck gibt; es ist zugleich ein sehr wichtiges Zeugnis für die Auffassung, welche P. Leo von der Poesie hatte. Wir teilen deswegen dasselbe, trotz seines Umfanges, hier vollständig mit.

### Epilog.

Des Lebens Gipfel habe ich erstiegen;  
Erweitert ward der Blick und ernst der Sinn.  
Im Abendgolde der Erinnerung liegen  
Die Strassen, welche ich gewandert bin.  
Wer weiss, wohin sich nun die Pfade biegen?  
Sie führen talwärts — doch wohin, wohin?  
Noch einmal schlag' ich meiner Harfe Saiten,  
Dann will ich mich zum Abschied vorbereiten.

O lebe wohl, die Du auf meinem Gange  
Mir treu gewesen, heilige Poesie!  
Der Erde Leid vergass ich im Gesange,  
Ich fand in ihm der Seele Harmonie.  
Das war in Bitterkeit, in Sturm und Drange  
Die süsse Labung, die mir Gott verlieh,  
Doch künftig muss ich wohl auf sie verzichten,  
Denn nur ein frischer Mut vermag zu dichten.

Und diesen Mut, ich habe ihn verloren.  
Es ward so still in mir, es ward so kalt.  
Den Idealen, denen ich geschworen,  
Bin ich zu oft vergeblich nachgewallt.  
Zu oft gepredigt hab ich tauben Ohren,  
Wo jedes gut gemeinte Wort verhallt.  
Begeist'ung könnte wohl die Welt verklären,  
Allein der Weltsinn lässt sie nicht gewähren.

Was ist zu tun? Ich will sie nicht bereuen,  
Die zarten Lieder, welche ich ersann,  
Wenn sie auch nur ein einzig Herz erfreuen,  
Das edlen Seelenschwung verstehen kann.  
Doch fernere Blüten mag ich nicht verstreuen,  
Die Zeit der Hoffnung und des Wahns verrann.  
Den wenigen Freunden diese letzte Spende!  
Und meiner Harfe Weisen sind zu Ende.

Diese Prophezeiung [1890!] hat sich, wie wir bereits wissen, glücklicherweise nicht bewahrheitet. Es kamen auch wieder sonnigere Tage, welche die schönsten Lieder reiften. Von den alten Freunden war P. Placidus Rigert schon 1887 ebenfalls nach Sarnen gekommen und P. Maurus Gentinetta folgte, als das Lyzeum in Sarnen eröffnet wurde, 1891 ebenfalls dorthin nach, um die Professur für Chemie und Botanik und zum Teil für Mathematik zu übernehmen. Dem Professor der Naturgeschichte und Mathematik widmete P. Leo zuweilen ein humoristisches Gedicht, so in den Ferien 1892 eine köstliche „paläontologische Dichtung“ im Stile Scheffel's. Die Freunde und Schüler des Verewigten wissen zwar, wie herzlich P. Leo sich freuen und lachen konnte, wenn etwas Lustiges passierte, aber dass er auch humoristische Gedichte geschrieben, dürfte den wenigsten bekannt sein. Das nachstehende Gedicht verdanken wir der Freundlichkeit unseres einstigen Lehrers und jetzigen Kollegen, P. Maurus und mit seiner gütigen Zustimmung teilen wir es hier mit.

### Die Weltperioden.

Eine paläontologische Dichtung.

Einstens ist es, wie wir lesen,  
Auf der Erde warm gewesen —  
50 Grade und noch mehr,  
Doch seit jenen schönen Tagen  
Sind — geringe angeschlagen —  
9 Millionen Jahre her.

Angesichts so grosser Hitze  
Trank der Mensch in Einem Sitze  
50 Seidel Bockbier leer.  
Doch seit jenen schönen Tagen  
Sind — geringe angeschlagen —  
2 Millionen Jahre her.

Als der Mensch das Bier getrunken,  
Fiel er um und ist versunken  
In die Schichten des Tertiär.  
Doch seit jenen schönen Tagen  
Sind — geringe angeschlagen —  
50 000 Jahre her.

Zwischen Schachtelhalmen kniepten  
Damals noch die wohlbelebten  
Dinosaurier im Meer.  
Doch seit jenen schönen Tagen  
Sind — geringe angeschlagen —  
30 000 Jahre her.

Lange nach dem Dinosaurus  
Bat der Leo einst den Maurus  
Um Zigarren oft und sehr.  
Seit der Maurus sie versprochen,  
Sind es auch schon 20 Wochen,  
Dreissig hundert Stunden her.

Denn die Welt wird immer älter  
Und das Klima immer kälter  
In dem leidigen Quartär.  
Des Tabakes zarte Blätter  
Wachsen bei dem rauhen Wetter  
An der Rhone nimmer mehr.

Andere dieser unbezahlbaren humoristischen Poemata haben einen mathematischen Hintergrund, so „Die ergreifende Ballade von den quadratischen Gleichungen mit zwei Unbekannten“, das „Griechisch-deutsch-algebraische Festspiel zum Namensfeste des HH. Professors der griechischen Sprache, der Algebra und der Kristallographie etc. etc.“, „Die gemüthvolle Elegie von den quadratischen Gleichungen mit 5 Unbekannten“, oder „Das patriotische Lied von den Pyramidalzahlen, eine Kasernenhofblüte“. Als Probe möge hier, besonders zur Freude der alten Bekannten und Schüler des Dichters noch folgen:

### Die Romanze vom pythagoräischen Lehrsatz.

Moses war zu Salamanka  
Einst ein Mathematikus;  
Rechnungen mit Unbekannten  
Waren ihm ein Hochgenuss.

Doch trotz aller Unbekannten,  
Schätzte Moses nicht gering  
Eine liebliche Bekannte,  
Die er oft besuchen ging.

Rachel hiess sie, Jakobs Tochter,  
Mit dem abgrundscharzen Haar,  
Mit dem süssen, träumerischen,  
Sternengleichen Augenpaar.

Aber zwischen Moses Wohnung  
Und der Rachel Vaterhaus,  
Breiteten zwei lange Gassen  
Sich im rechten Winkel aus.

Wenn die Ecke nicht gewesen,  
Unser Moses langte dann  
An dem Ziele seiner Sehnsucht  
Schon in 10 Minuten an.

Sagt mir nun, wie lang er brauchte  
Bis er neben Rachel sass,  
Wenn in 6 Minuten eine  
Von den Gassen er durchmass?

Dieses Rätsel kann uns lösen  
Jenes Griechen kluger Sinn,  
Der die Eselsbrücke baute  
Ueber zwei Katheten hin.

$6^2 = 36$ ,  
Zehn mal zehne hundert macht,  
 $x^2 = 64$   
Und daraus die Wurzel acht.

~~~~~  
 $6 + 8$  Minuten also  
Schwanden hin in raschem Flug,  
Bis den Moses Amors Flügel  
Zu der schönen Rachel trug.

Zur Feier des Bischofsjubiläums Leo XIII. in Sarnen, am 19. Februar 1893, verfasste P. Leo das Gedicht „Die Leone auf Petri Throne“ in prachtvollen Oktaven, wohl das schönste aller Festgedichte, die bei diesem Anlasse gesungen wurden. — Eigenartig schön ist auch ein Gedicht,

welches P. Leo der Fürstin Josephine von Hohenzollern-Sigmaringen zum achtzigsten Geburtstage, 21. Oktober 1893 widmete. Es lautet:

Alle Christenvölker feiern Ursulas Gedächtnis heute,  
Die durch ihre Heldentugend einst die Seligen erfreute.  
Mit den heiligen Gespielen schwebte aus dem Meer des Blutes  
Sie empor zur Siegespforte, voll der Hoffnung, voll des Mutes.  
Und sie fand die Pforte offen, und der Engel Chöre sangen:  
„Welche Fürstin kommt im Purpur des Martyriums gegangen?“

An dem Tag, da jener reinen Königstöchter Blut geflossen,  
Bist aus altem Herrscherstamme Du, erhab'ne Frau, entsprossen;  
Aber nicht, um früh Dein Leben, wie Sankt Ursula zu enden,  
Nein, um während langer Zeiten vielen Menschen Glück zu spenden.  
Schön ist wohl der Kranz der Mutter, wenn ihn edle Kinder flechten;  
Schön der Kranz der Landesmutter, der verehrten und gerechten.

Doch die schönste aller Kronen sind die silberbleichen Haare,  
Wenn zum Denkmal sie geworden segensvoll verbrachter Jahre.  
Diese drei erhab'nen Kronen schmücken Deinen greisen Scheitel;  
Und, ob auch das Leben flüchtig, ob der Ruhm der Erde eitel:  
Solche Kronen, solche Schätze rosten selbst im Grabe nimmer,  
Bis hinüber in das Jenseits strahlt ihr unbefleckter Schimmer.

Im Sommer 1894 erschien aus der Feder P. Leo's wiederum eine Beilage zum Jahresbericht „Sprachgeschichtliche Abhandlungen“. Es dürfte wohl die mühevollste aller dieser Arbeiten gewesen sein, in gewisser Beziehung war es aber auch die fruchtbarste. Max Müller in Oxford und der jüngst verstorbene Direktor des Bureau of Ethnology in Washington, S. Gatschet, sprachen ihm ihre Anerkennung und ihr Lob aus. Im folgenden Jahre 1895 konnte der Dichter wieder eine Sammlung von Gedichten für den Druck vorbereiten; er hat ihr Erscheinen nicht mehr erlebt, es ist ein opus posthumum geworden.

Noch hatte P. Leo für das Gedenkblatt des 50jährigen Bestehens des Priorates Gries, drei Festsonette vollendet und war am 5. August völlig gesund und wohl wie es schien, in die Ferien nach Boswil verreist, wo er sich so gerne aufhielt. Am folgenden Tage besuchte er die, eine Stunde entfernte Pfarrkirche von Waltenschwil, um die dort ausgeführten neuen Gemälde zu besichtigen. Auf dem etwas hohen Gerüste bekam er einen Schwindelanfall und sank ohnmächtig nieder. Am nächsten Tage hatte sich P. Leo soweit erholt, dass er den Weg nach Boswil zu Fuss zurücklegen konnte. Die Aerzte erklärten seinen Zustand für ungefährlich und beruhigten die voll Besorgnis herbeigeeilten Mitbrüder. Allein das Befinden verschlechterte sich rasch. Es stellten sich Phantasievorstellungen ein, als Vorboten oder Begleiterscheinungen von Meningitis. Wie einst Gottfried Keller in den letzten Tagen die Traumerscheinung zweier ganz in Gold gehüllter Ritter beschrieb, so sah

P. Leo einen Ritter und ein Edelfräulein, die mit ihrem Hochzeitsgefolge zur Trauung zogen. Bald aber verlor der Kranke das Bewusstsein vollständig und Freitag, den 16. August, am Tage nach der Himmelfahrt Mariae, der er die herrlichsten seiner Lieder geweiht, gab er um 11 Uhr vormittags, nach schwerem Todeskampfe seine Seele in die Hände des Ewigen zurück. Er hatte ein Alter von vierzig Jahren und nicht ganz zwei Monaten erreicht.

Die Nachricht von diesem unerwarteten raschen Hinscheiden erfüllte alle Kreise, zuvörderst seine Freunde und Schüler, mit tiefster Bestürzung und Trauer. Seine Leiche wurde von Boswil nach Sarnen übergeführt. Sonntag, den 18. August fand die feierliche Beisetzung derselben in der Klosterkirche St. Andreas statt. Trotz der Ferien waren viele Studenten herbeigeeilt — nach einer Notiz von P. Nikolaus sel. waren es über vierzig — um ihrem geliebten Lehrer das letzte Geleite zu geben. Der Sarg war im einstigen Studiensaal der Externen, im Parterre des Kollegiums, zwischen Blumen und Lichtern ausgestellt. Durch eine Scheibe konnte man das Antlitz des Heimgegangenen sehen. Es war noch die gleiche hohe Denkerstirne, noch dasselbe, nicht eigentlich schöne, aber doch so sympathische Gesicht, wenn auch von der Majestät des Todes berührt, bleich und eingefallen. Noch hing, wie immer eine Locke über Stirn und Auge, aber diese hellen, klaren, offenen Augen, einst der Widerschein der schönen Seele, sie waren für immer geschlossen, der liederreiche Mund für immer verstummt!

Draussen aber war ein Tag voll goldenen Sonnenscheins und flutenden Lichtes, als gelte es ein Erntefest! Und mitten durch diesen Sonntag, voll Glanz und Farbenschimmer, bewegte sich der ernste Zug mit umflorten Bannern, unter Trauerweisen. Einst hatte Otto Fischer 1874 in Linz gesungen:

„Nicht in Wintertagen  
Nicht in Nacht und Not —  
Wenn die Lerchen schlagen,  
Komm o Tod!

„Wenn die Lerchen schlagen,  
Soll mein brechend Herz  
Eine Lerche tragen  
Himmelwärts!“

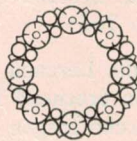
Dieser Jugendwunsch ist in Erfüllung gegangen. Es strahlte die Sonne und es sangen die Lerchen ihr ewiges Lied. Und golden durchflutete das heitere Licht die Klosterkirche St. Andreas, und standen die Trauernden auch tränenumflorten Blickes an der offenen Gruft, der letzte Klang der Orgel tönte nicht wie Grabgesang, viel eher wie ein Aufstehungslied.

P. Leo stand im besten Mannesalter, als der Tod ihm seine edle Rede abschnitt. Was hätte er bei längerem Leben uns noch alles zu schenken vermocht! So wurde denn sein allzufrüher Abschied nicht nur im engern Kreise der Kollegen und Schüler als unersetzlicher Verlust empfunden, auch die katholischen Kreise der gesamten Schweiz und darüber hinaus stimmten ein in die Totenklage um den Frühvollendeten und widmeten ihm pietätsvolle Nachrufe. Nur eine Erwägung vermochte alle zu trösten: der Gedanke, dass Gottes Fügung ihn heimgeführt, zum Lande, wo jeder Wunsch verstummt, aber es war schwer, in diese Fügung sich zu schicken.

„Noch lange“, schrieb ein treuer Freund des Dahingeshiedenen im Luzerner Vaterland, „können die, welche ihn kannten, die schwere Heim-suchung nicht vergessen, welche so unerwartet den gottbegnadeten Sänger, den musterhaften Priester, den hingebungsvollen Lehrer, die Zierde einer blühenden Lehranstalt hinweggerissen hat. Dass doch ihre Liebe keine allzu selbstsüchtige sei! Für Leo Fischer war der selige Tod, wie für jeden gläubigen Christen, die Stillung jener angeborenen, nur durch die Vereinigung mit seinem Schöpfer zu sättigenden Sehnsucht, die der teure Hingeschiedene so schön ausgedrückt hat in den Versen:

„Und oben, hoch oben  
Da schweben durchs Blau  
Die Wolken, gewoben  
Aus funkelndem Tau;  
Vom Lichte beschienen  
Errötet ihr Saum —  
O dürft' ich mit ihnen  
Durcheilen den Raum!

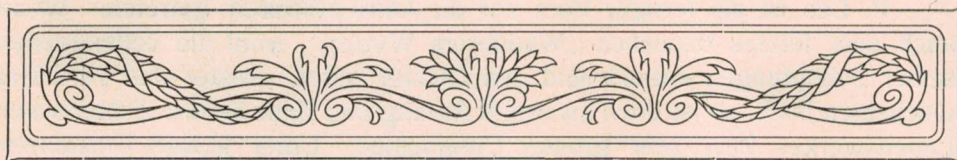
„Mit ihnen, mit ihnen  
Enteilt' ich so gern,  
Um selig zu dienen  
Am Throne des Herrn,  
Um ewig dort oben  
Von Engeln umkreist  
Den Schöpfer zu loben,  
Den göttlichen Geist!“



## II.

Der Dichter und seine Werke..





## Der Dichter und seine Werke.

„Der Erde Leid vergass ich im Gesange,  
Ich fand in ihm der Seele Harmonie.  
Das war in Bitterkeit, in Sturm und Drange  
Die süsse Labung, die mir Gott verlieh.“

Wenn man von einem neuern Dichter sagen kann, die Musen hätten schon an seiner Wiege gestanden, so ist es Leo Fischer. Zweifellos hat er ein starkes poetisches Talent als Angebinde auf den Lebensweg mitbekommen; dazu kam der Einfluss einer ausgesprochen schönggeistigen Umgebung.

Kreiten veröffentlichte 1896 in der „Alten und Neuen Welt“ eine Studie über Leo Fischer, in welcher er unter anderm ausführt, dass die Milieutheorie, d. h. die Ableitung der Eigenart eines Talenten aus den Umständen seiner Abstammung, Erziehung, Umgebung, Erlebnisse usw., bei unserm Dichter ein sehr günstiges Objekt finden würde. „Norddeutscher von Geschlecht, der sein Leben im Süden verbringt, Sohn eines gelehrten Vaters und einer poetisch beanlagten Mutter, ohne eigentliche ständige Heimat, geboren in Oesterreich, aufgewachsen in Venedig, wandernd von Italien nach Oesterreich, Böhmen, Tirol und der Schweiz, bis die Klosterzelle und Schule sein Heim wird — bei dem allem wäre es auffallend gewesen, wenn P. Fischer eine andere Dichtungsart angenommen hätte, als er dies getan hat — eine klassische, internationale, gelehrte Wanderpoesie voll wechselnder Eindrücke, die vielleicht zu reich waren, um tief zu sein.“ Diese Ausführungen Kreiten's sind der Hauptsache nach richtig; die äusseren Lebensumstände, denn um solche handelt es sich oben zumeist, erschliessen uns in der Tat einigermaßen die dichterische Persönlichkeit P. Leo's. Es kommen aber dazu noch andere Faktoren, vorzüglich innere, die uns teilweise auch schon bekannt geworden sind.

P. Leo ist als fertiger Poet vor die Oeffentlichkeit getreten. Wenn auch sein letztes Bändchen „Wanderers Weisen“, wohl die vollendetsten seiner Schöpfungen enthält und den Dichter reifer, ernster und vertiefter erscheinen lässt, so ist doch zwischen Anfang und Ende seines dichterischen Lebenswerkes kein sehr grosser Unterschied. Unter keinen Umständen könnte man die „Ecclesia militans“ ein Erstlingswerk nennen. Dieser Umstand, dass der damals 28jährige als vollendeter Kötter hervortrat, hat das Publikum und die Kritiker immer frappiert und ist einigermassen ein Rätsel geblieben. Uns, die wir den Entwicklungsgang des Dichters verfolgt haben, ist das kein Geheimnis mehr! Wir wissen, dass der Knabe schon in der frühesten Jugend sich mit metrischen Versuchen beschäftigte, ja mit wahrer Leidenschaft durch das ganze Jugendalter und die Studienzeit immer und immer sich mit solchen abgab. Wenn er mit 28 Jahren vor das Publikum trat, so hatte er eine Lernzeit von vollen 18 Jahren hinter sich. Und man vergesse nicht, dass gerade die Jahre aus diesem Lebensalter, vom zehnten bis zum fünfundzwanzigsten doppelt und dreifach zählen, denn es sind die Jahre des Lernens und Sichbildens. Dass er von Natur ausgeprägte dichterische Anlagen besass, ist uns ausdrücklich bezeugt von seiner Mutter und von Limbourg. Früh sind dem reichbegabten Knaben auch ausgewählte Dichterwerke in die Hände gekommen; er ist ein fleissiger Leser gewesen und in den Briefen Limbourg's finden sich zahlreiche Stellen, wo er ihn vor dem Lesen von Büchern warnt, die nicht entweder durch die Hände seiner Mutter oder seiner Lehrer gegangen wären. Wir wissen aus der Darstellung seines Lebens, dass er seinen Schiller kannte und gelegentlich auch zu verwerten suchte, dass er ferner in den Dichtungen Oskar's von Redwitz heimisch war. Den grössten Einfluss jedoch scheinen auf ihn Brentano und Geibel ausgeübt zu haben. Bedeutsam ist der erstere, weil er eines der grössten Formentalente der ganzen Weltliteratur ist; an ihm scheint er sich geschult zu haben, dann auch an Geibel, der neben Freiligrath und Heine der dritte grosse Anreger unter den neuern Lyrikern genannt werden muss und auch die äussere, schöne Form wieder zu Ehren brachte.

Neben diesen verehrte P. Leo besonders Uhland; nach seinem eigenen Zeugnisse ist er ihm der liebste aller Dichter gewesen, dann Annette von Droste-Hülshoff, Eichendorff, Stifter, Scheffel und Friedrich Wilhelm Weber. Von den Freunden Geibel's schätzte er Hermann Lingg, Paul Heyse, die beiden Grafen Schack und Strachwitz. Als Herrschgewaltigen im Reiche der Formen verehrte er natürlich auch Platen, während Rückert mit seinen Sprachkünsteleien ihm ferner stand. Hochgeschätzt hat er auch Konrad Ferdinand Meyer, wohl weil er ein so souveräner Beherrscher der Sprache ist. — Von Dichtern anderer Literaturen scheint er Dante und Calderon besonders verehrt zu haben. Den standhaften Prinzen bezeichnet er in

der Besprechung einer neuen deutschen Uebertragung geradezu „als das schönste aller Dramen“. Auch Shakespeare hat er gut gekannt; schon unter den Büchern seiner Jugend findet sich ein Leben Shakespeare's. Als Student hat ihn Limbourg öfters auf wertvolle literarische Erscheinungen aufmerksam gemacht, wie er auch seine Anschauungen über Goethe stark beeinflusst hat. „Die grossartigste Poesie“, schreibt er ihm z. B. am 18. November 1875 in jugendlichem Enthusiasmus nach Prag, „die ich seit Jahren las, findet sich in den letzten Heften der Laacher-Stimmen unter dem Titel ‚Felibre und Felibridge‘. Ich möchte fast sagen, dies sei die einzig wahre Poesie, die ich je gelesen. Hier hat Geist und Herz wahrhaft menschenwürdigen, ja den erhabensten Genuss. Ich dachte oft an dich. Meines Erachtens liegt eine ganz neue Welt der Poesie in diesen Werken, weil eine ganz neue Art der Darstellung und Verbindung. Leihe dir die betreffenden Hefte aus und schreibe mir dein Urteil. Auch das hochpoetisch angelegte Naturell des P. Antoniewicz, dessen Leben in demselben Hefte geboten wird, bitte ich zu beachten. Wenn die Dichtung Wahrheit ist, wohlan dann finde ich hier die Dichtung in edler Schönheit! Ich las zu gleicher Zeit wiederum Goethe und andere — aber mich ekelte nach jenem Alpengange und seiner würzigen, reinen Luft der Gang durchs Tal mit seinen häufigen Nebeln und seiner oft abgestandenen Atmosphäre, dazu ohne Fernsicht und Anregung zum Aufblicke.“

Brentano hat P. Leo immer ein dankbares Andenken bewahrt und ihn hochgestellt. In dem schon zitierten Aufsatz von 1881 sagt er von ihm, dass das deutsche Volk gegen keinen seiner Schriftsteller eine so grosse Ehrendschuld abzutragen habe, als gegen Clemens Brentano; er sei ein bedeutender Faktor in der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes, ein Krösus der Kunst, ein unerschöpflicher Bereicherer unserer Poesie gewesen. Und von Geibel schreibt er einmal: „Wir glauben, dass sein Name noch neben den grössten Dichtern Deutschlands genannt werden wird, wenn seine heutigen Gegner, die nichts als seine sentimentalen Backfischlieder zu kennen scheinen, längst abgetan und vergessen sind.“

Aber nicht nur die äussere Form verbindet P. Leo mit Geibel und seiner ganzen Richtung, die man als die Münchner Schule bezeichnet, auch die Tendenz und das Wesen sind ähnlich: es ist in erster Linie die Freude an allem Grossen und Herrlichen, die reine Freude an der Schönheit selbst. Nach all den politischen Wirrsalen von 1830—1850, die sich auch in der Poesie genügsam bemerkbar gemacht hatten, rief man einmal wieder nach reiner Kunst und diese Sehnsucht lebte fort bis in die Jugend unseres Dichters hinein. Noch seine ganze Umgebung stand unter diesem Einfluss. Es ist die Zeit, in welcher, wie Richard M. Meyer<sup>1)</sup> sagt, die Kunst sich

<sup>1)</sup> Meyer, Richard M., Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, pg. 365.

gegen die Uebergriffe der politischen Tendenz wehrt. Strachwitz<sup>1)</sup>, auch ein Dichter, der dem Münchner Kreis nahe stand und zu den Lieblingen und Vorbildern P. Leo's gehörte, hat das in Versen ausgedrückt:

„Es trägt die Kunst ihr eisern Los mit Qualen.  
Lass Herr, die Göttliche in ihrer Hohheit,  
Nicht untergehn, ein Opfer der Vandalen,  
In dieses Meinungsstreits ergrimmt Rohheit.“

Diese Richtung der Zeit wurde noch durch die Erziehung verstärkt. So gut die sorgende Mutter es meinte und wollte, etwas Frauenhaftes, Zurückhaltendes, Scheues ist ihrem Sohne stets geblieben; es ist auch in seiner Poesie erkennbar. Er geht allem Leidenschaftlichen, allem Kampf und Streit aus dem Weg oder behandelt es von einer Höhe der Weltanschauung aus, dass das gemeine Menschliche darin verblasst. Selten dringt das tief Menschliche, das eigene, innerste Fühlen deutlicher heraus, wie etwa in den oben mitgeteilten zwei Gedichten, wo des Dichters innerstes Leid einen ergreifenden Ausdruck findet. Am ehesten geschieht das noch bei Gelegenheitsgedichten. Er wollte das auch nicht, was ja deutlich genug daraus hervorgeht, dass er diese formell hochvollendeten Gedichte nicht veröffentlicht hat. Auch das Gedicht „Ein Toten-gruss“ mit den tiefen Herzensklängen ist nie gedruckt worden.

Charakteristisch für die Dichtkunst P. Leo's scheinen uns seine Beziehungen zu Fiesole. „Wie der Tag“ sagt er, „in katholischen Gegenden mit dem Aveläuten, mit dem Grusse an Maria, geschlossen wird, so schloss auch die christliche Weltperiode des Mittelalters mit einem Grusse an die Himmelskönigin, mit der Kunst des Mönches von Fiesole“. Und wie in dieser Kunst nur Himmlisches und Ewiges lebt und atmet, so auch vielfach in der Poesie P. Leo's. Was er von „Fiesole's Posaunenengel“ (V 49)<sup>2)</sup> sagt, kann man Wort für Wort von seiner Dichtkunst sagen.

„Durch das himmlische Licht hinwallend auf duftigen Wölckchen,  
Nahet mit schwebendem Fuss freundlich die Engelsingestalt.  
Ihrer Glieder ätherischen Wuchs umflutet der Purpur,  
Anmut drücken und Schwung alle Bewegungen aus.  
Nicht an Irdischem haftet das Aug'; dem Ton der Posaune  
Folget nach oben der Blick, folget nach oben das Herz.  
Kindliche Reinheit paart sich sanft in den lieblichen Zügen  
Mit dem begeisterten Sinn und dem erhabenen Ernst.

---

<sup>1)</sup> Moritz Graf Strachwitz, Gedichte, Leipzig, Reclam, pg. 97.

<sup>2)</sup> Die römischen Ziffern hinter den Zitatn aus des Dichters Werken bedeuten: I: Ecclesia militans; II: Blumen aus dem Klostergarten; III: Dichtergrüsse aus den Alpen; IV: Auf der Höhe; V: Wanderers Weisen. Die arabischen Ziffern geben die Seitenzahl an.

Wie durch leuchtende Wellen im Teich die Rose dahinschwimmt  
Oder ein Schmetterling sich über den Lilien wiegt,  
Also wieget, in Wonne getaucht, die Seele des Engels  
Auf den Wellen des Tons sich zu dem Ewigen hin“.

Da ist allerdings das Wort von Byron, dass Poesie Leidenschaft sei, nicht mehr am Platze. Aber es gibt auch einen Ausspruch von Taine, welcher also lautet: „Unsere Dichter suchen das Interessante und nicht das Schöne; sie fabrizieren Leidenschaft, nicht Glück“. Wenn man übrigens unter Leidenschaft die niemals ermüdende Hingabe, und Begeisterung versteht, wie das Wort auch schon gedeutet wurde, gilt es auch für die Poesie Leo Fischer's; denn für das Schöne hat er gelebt und gesungen.

Die ganze Erziehung und Geistesverfassung machen es uns erklärlich, dass die Poesie Leo Fischer's einen stark religiösen Charakter besitzt. Wir wissen, wie seine Mutter alles auf das Ewige bezog und so auch das Endziel aller Kunst in der Verherrlichung Gottes sah. Daneben machte sich, wie wir auch bereits wissen, schon in jungen Jahren ein stark nationales Fühlen geltend — er war in erster Linie Deutscher — und dieses deutsche Fühlen ist ihm treu geblieben bis zum Tode. Das führt uns auf die Beziehungen, die P. Leo's Poesie mit der Romantik verknüpfen.

Zwei Hauptzüge, sagt Karl Busse<sup>1)</sup>, seien der Romantik eigentümlich: das deutsch-nationale Element und das sittlich religiöse. Aus der Verbindung beider entstehe das romantische Kunstwerk. So lautet auch die Definition, die der grosse Kritiker der Bewegung, August Wilhelm Schlegel gab: „Die romantische Poesie ist die Verschmelzung des Altdeutschen mit dem Römischchristlichen.“ Das sind auch die zwei Kardinalpunkte von Leo Fischer's Poesie. Wackenroder's Ausspruch, dass nur die Religion einer Dichtung die rechte Weihe gebe, ist auch seine Ueberzeugung gewesen. Sie ist wohl schon aus seiner ureigensten Geistesrichtung hervorgeflossen, aber auch der Einfluss Limbourg's war hier tätig. „Was nun deine Poesie anbetrifft“, schreibt er ihm schon 1872, „so halte ich es für eine unbestrittene und durch die Geschichte vieler Jahrhunderte erwiesene Tatsache, dass Poesie einzig nur auf dem Boden der Religion gedeiht“. — Wie die Romantiker Lessing und Goethe (den klassischen — nicht den jungen!) und das klassische Altertum hassten, so war P. Leo wenigstens Goethe und seiner Poesie abgeneigt. Nicht dass er den grossen Dichter nicht zu würdigen verstanden hätte! Aber seine Geistesrichtung und seine materialistische Lebensauffassung waren ihm zuwider. Das klassische Altertum schätzte er wie Geibel, wohl um

<sup>1)</sup> Karl Busse, Neuere deutsche Lyrik, pg. 18.

der hohen Schönheit willen, die es verkörpert und überdies weil Griechisch und Lateinisch die Sprachen waren, die einst das Evangelium und die Kultur vermittelt haben. So nähert der religiöse und nationale Grundton in seinen Dichtungen P. Leo den Romantikern, während der Kultus der Form seine Poesie derjenigen Geibel's nahe rückt. Niemand wird übrigens bestreiten können, dass auch Geibel ein sehr positiver Dichter war und an nationaler Gesinnung hat es demselben sicher auch nie gefehlt.

Wir sind jedoch im Stande, noch von einem andern Ausgangspunkte aus eine Stellung zur Beurteilung der Fischer'schen Poesie zu gewinnen.

Die Kunst des Dichters besteht darin Leben, nachzubilden, in veredelter Gestalt. Stoff und Form machen ein Kunstwerk aus. Es muss der Künstler die Fähigkeit besitzen das Leben im Stoffe zu finden und zu erwecken und ihn in die entsprechende Form zu kleiden; das allein macht aber den Künstler noch nicht aus. Er muss es verstehen, das Geschaute und Gefundene nicht bloss zu deuten, sondern so zu formen und darzustellen, dass auch Andern der Sinn des Lebens erschlossen wird<sup>1)</sup>. Selten ist jedoch in einem Dichter die Finder- und Deutungskraft gleichmässig mit der Gestaltungs- und Darstellungskraft entwickelt. Gewöhnlich überwiegt die eine oder andere. Wir begegnen Künstlern, bei denen die philosophische Seite ihres Könnens die stärkere ist; sie haben eine grosse Kraft, Frische und Ursprünglichkeit in der Wiedergabe des Lebens, wogegen ihren Darstellungen öfters künstlerische Lebendigkeit und formale Feinheit fehlen. Und wiederum gibt es Künstler, bei denen das Technische, die Mittel zur Darstellung, eine höchste Vollendung erreicht haben, indessen ihr Blick an den Lebenserscheinungen vorübergeht und sie nicht völlig oder gar nicht zu deuten vermag. Bei Künstlern dieser letztern Art wird man deshalb sehr oft Wahrheit und Tiefe vermissen, wofür sie durch Schönheit in Sprache und Darstellungsmitteln zu entschädigen suchen.

Um zu einer gründlichen, tiefen und umfassenden Kenntnis des Lebens und der Wirklichkeit zu gelangen, gibt es zwei Wege: entweder denjenigen des Selbsterlebens, der eigenen Erfahrung oder einen indirekten, durch das Studium der Geschichte. Den ersten Weg ist z. B. Goethe gegangen, den letzten Schiller, oder um bei schweizerischen Auktoren zu bleiben, den direkten Weg des unmittelbaren Erlebens und der künstlerischen Darstellung desselben, schlug Gottfried Keller ein, den indirekten C. F. Meyer. Wenn wir von diesen Gesichtspunkten aus an die Poesie Leo Fischer's herantreten, werden wir ohne weiteres herausfinden, dass er zu denjenigen Dichtern gehört, die mehr indirekt, durch

---

<sup>1)</sup> Vergl. Emil Ermatinger, Heinrich Leuthold, ein Beitrag zur Psychologie des Künstlers, Schweizerisches Jahrbuch, 1906, pg. 57.

Studium und nicht durch eigenes Erleben zur Erkenntnis des Lebens gekommen sind. Bei P. Leo lässt sich das ja schon aus seinem ganzen Lebensgange gut genug erkennen. Und weiter finden wir, dass in seinen Schöpfungen die Betonung des Lebens stark zurücktritt vor der technischen Vollendung. Das ist der Punkt, welcher ihn Geibel und seiner Richtung so sehr nähert. Der öfters einseitige Kult der schönen Form ist es, was Geibel's Dichtungen in unsern Tagen herunterdrückt; das Gleiche kann auch der Poesie Leo Fischer's zum Vorwurf gemacht werden.

Richard M. Meyer sagt in seiner Geschichte der Literatur des XIX. Jahrhunderts <sup>1)</sup>, es klinge zuerst seltsam, dass man einen Künstler gegen den Vorwurf: „zuviel Schönheit!“ verteidigen soll. „Aber“, fährt er weiter, „der Vorwurf hat seine Berechtigung. Hebbel erklärte einmal, er strebe nur die Schönheit an, die aus dem Kampf hervorgehe, und wo das Ringen fehle, genügten ihm auch manche Dichtungen Göthe's nicht. Hier ist klar ausgesprochen, was wir Neuern bei Geibel's Dichtungen vermissen. Es ist eine kampflose Schönheit, der eben deshalb die Beziehungen zu uns fehlen. Jeder Mensch hat Augenblicke rein gestimmter Empfindungen und vermag deshalb einzelne ‚halcyonische‘ Dichtungen nach zu empfinden — Gedichte, bei denen die Poesie erklärend und erhellend über dem Meer der Leidenschaften schwebt. Eine ganze Sammlung aber, oder ein ganzes Dichterleben voll solcher reiner Harmonie, macht uns nicht nur misstrauisch, sondern lässt uns zuletzt aus dem Venusberg herausbegehren, lässt uns die Sehnsucht empfinden aus Freuden nach Schmerzen. Wir fühlen in dieser Auslese nur der Sonntage ein Verbrechen gegen die Heiligkeit des Lebens, alles Lebens.“

Diese Worte gelten auch für die Dichtung Leo Fischer's. Gerade der Umstand, dass die wenigen Gedichte, in denen er aus seinem vornehmen Ignorieren der Wirklichkeit heraustritt und tiefste Herzenstöne findet für Leid und Klage und Resignation, sind auch die Gedichte, die uns am tiefsten ergreifen; sie zeigen wie wahr das Urteil Meyer's über eine rein „halcyonische“ Poesie ist. Das Künstlertum Leo Fischer's ist jedoch auch so noch gross genug, um dem Dichter für immer einen Ehrenplatz in der katholischen Literatur zu sichern.

Es wird erzählt, dass einmal ein einflussreicher Geistlicher P. Leo den Vorschlag machte, sich bei seinen Obern zu verwenden, damit er von seiner Schularbeit teilweise befreit, mehr Zeit der Poesie widmen könne. P. Leo habe das jedoch bestimmt abgelehnt. Gottfried Keller hat einst nach einer langen Jugend voll künstlerischer Ungebundenheit, wo sein grosses Talent zu verwildern drohte, ‚gewusst, warum er sich zum Staatsschreiber wählen liess! So wird auch P. Leo gefühlt haben,

<sup>1)</sup> A. a. O. pg. 365.

dass das Künstler sein allein, selten ein Leben auszufüllen vermag. Aber dennoch ist es unrichtig, wenn behauptet wurde, P. Leo habe die Poesie als blosse Nebenbeschäftigung betrieben. Dass das nicht der Fall war, geht aus seinem ganzen Lebensbild hervor, und die oben mitgeteilten Verse:

„O, lebe wohl, die Du auf meinem Gange  
Mir treu gewesen, heilige Poesie!  
Der Erde Leid vergass ich im Gesange,  
In ihm fand ich der Seele Harmonie“,

beweisen, dass ihm die Poesie mehr als Nebenbeschäftigung war. Zu dichten und zu singen war ihm tiefinnerstes Bedürfnis, das gewaltsam hervorbrach, weil er eben ein echter Künstler war.

Und wie hat er die Aufgabe des Dichters erfasst? Die Poesie ist ihm etwas Hohes, Heiliges; der Dichter ist ihm ein Lehrer und Deuter. Auch hierin gleicht er Geibel durchaus. Wie dieser, war auch er tief durchdrungen von der hohen Aufgabe des Dichters. Geibel hat Platen einst als einen Hohenpriester des Schönen gefeiert; priesterlich fasste auch er die Kunst auf und mit ihm P. Leo. Und das ist für beide das charakteristische: Andere Dichter suchen sich dichtend und schaffend von verworrenen Gefühlen zu befreien; Geibel aber erklärt, dass er nicht dichten könne, wenn ihm „die reine Stimmung zur Lyrik“ fehle und Fischer sagt:

„Nur ein frischer Mut vermag zu dichten.“

Jedenfalls ist Geibel der Poet, mit dessen Dichtungen nach Form und Inhalt die Poesie Leo Fischer's am nächsten wesensverwandt ist. Das kommt auch in den Gedichten selbst öfters zu überraschendem Ausdruck. Die Zeilen <sup>1)</sup> Geibel's:

„Da plötzlich floss ein klares  
Getön in Lüften hoch:  
Ein Wandervogel war es,  
Der nach dem Süden zog.

— — — — —  
Es mahnt aus heller Kehle  
Mich ja der flücht'ge Gast:  
Vergiss o Menschenseele  
Nicht, dass du Flügel hast“

könnten eben so gut von Fischer stammen; sie wären sogar typisch für ihn, wie das ganze Gedicht, denn gerade P. Leo liebt es, mehrere Strophen auszuholen, um einer überraschenden Schlusspointe Nachdruck zu verleihen. Gar oft ist diese pointe, wie hier bei Geibel, ein Hinweis auf das Höhere und Unvergängliche.

<sup>1)</sup> E. Geibel, Juniuslieder, Stuttgart, Cotta, 1865, pg. 94.

In einem seiner schönsten Gedichte „Plato“ hat Leo Fischer die mittelalterliche Legende besungen, wonach Plato als ein Gerechter, der auf den Erlöser hoffte und vertraute, gestorben und mit den drei Weisen zur Anbetung Jesu an die Krippe geschritten und bei der Oeffnung der Vorhölle in den Himmel eingegangen sei. Man höre:

**Plato.** (I. 9.)

Es war zu leiden und zu dienen,  
In Knechtsgestalt der Herr erschienen;  
Dem Nachtfrost und dem Winde bloss,  
Mit Tränen in dem jungen Blicke  
Betrachtend seiner Welt Geschicke,  
So lag er in der Jungfrau Schoss.  
    Und über Bethlehem, da sangen  
    Die Engel in der klaren Nacht:  
    „Ein Stern des Heils ist aufgegangen,  
    Ihr Schlafenden, erwacht, erwacht!“

Die Hirten, die im Felde weilten,  
Erhuben staunend sich und eilten  
Zum Hause der Verheissung hin.  
Die Weisen aus des Aufgangs Ländern  
In reichen purpurnen Gewändern  
Verneigten sich mit frommem Sinn.  
    Dem Könige aus Davids Stamme,  
    Dem Friedensfürsten galt ihr Sold:  
    Es leuchtete des Weihrauchs Flamme  
    Auf Spezerei und laut'res Gold.

Doch siehe! Zu dem heiligen Kreise,  
Gesellte sich ein Fremdling leise,  
Den auch des Engels Stimme traf.  
Er war erwacht zur selben Stunde,  
Doch in des Grabes tiefem Grunde  
Und aus des Todes schwerem Schlaf.  
    Im geisterbleichen Angesichte  
    Beseligter Gedanken Schwung,  
    Ergoss er vor dem neuen Lichte  
    Der Vorzeit grosse Huldigung:

„Sei mir gegrüsst, du Trost der Erde,  
Aus dessen Munde einst das: Werde!  
Mit schöpferischer Macht erklang;  
Zu dessen Thron chaotisch brausend  
Seither Jahrtausend um Jahrtausend  
In ungestillter Sehnsucht rang.  
    Wir suchten Dich auf dunklen Wegen  
    Für Deine Klarheit ewig blind —  
    Nun eilest Du uns selbst entgegen,  
    Ein sanftes, gnadenvolles Kind.“

„Wohl hoffte aus der Macht des Bösen  
Auch ich die Menschheit zu erlösen  
Durch meiner Lehre stolzen Flug.  
Doch fruchtlos musste ich ermatten  
Und trauerte im Reich der Schatten,  
Bis endlich Deine Stunde schlug.  
    Nur Du vermagst das Herz der Heiden  
    Dem Licht zu öffnen und dem Recht —  
    Und die Gestorbenen beneiden  
    Der Zukunft seliges Geschlecht!“

Dazu vergleiche man die letzten Strophen des Geibelschen Gedichtes „Die Sehnsucht des Weltweisen“ <sup>1)</sup>). Nachdem der Dichter das Leere und Unbefriedigende des heidnischen Götterglaubens und des Pantheismus beklagt, fährt er weiter:

<sup>1)</sup> E. Geibel, Neue Gedichte, Cotta, Stuttgart 1861, pg. 183.

„Wird nie dein liebender Gedanke,  
Voll Wehmut über unser Leid,  
Herab sich neigen in die Schranke  
Der sehnsuchtbangen Sterblichkeit?  
Wirst nie dein blendend Licht du lassen,  
Dich nah und menschlich kund zu tun,  
Dass wir mit Armen dich umfassen  
Und fromm an deinem Busen ruhn?

„Ach, tief in meiner Seele Grunde,  
Da schläft ein Ahnen wundervoll:  
Der Lauf der Zeiten bringt die Stunde,  
Da solches Heil geschehen soll.  
O, selig, denen du dein Wesen  
Dann sichtbar hold entgegensenkst,  
Die du zu himmlischem Genesen  
Aus deines Lebens Adern tränkst!

„Dann wird der Baum der Menschheit grünen,  
Dann werden ihren alten Zwist  
Der Himmel und die Erde sühnen  
Durch den, der beider teilhaft ist.  
Ein sanftes Leuchten wird durchdringen  
Des Schicksals unverstand'ne Pein;  
Das Leben wird den Tod verschlingen,  
Und ein Gesetz der Liebe sein.“

Ist es nicht ein gar ähnlicher Ton, die gleiche Sehnsuchtstimmung nach dem Welterlöser, die beide Gedichte auszeichnen? Und wie hier, so kommen Geibel und Fischer auch in andern Dingen einander nahe. Sie sind zwei gleich gestimmte Seelen gewesen. Beide waren geborene Künstler, beide kultivierten mit Vorzug die Form. Was beider Schaffen und Dichten äusserlich schied, und jedem trotz vielem Aehnlichen die eigene Marke aufdrückte, war der verschiedene Lebensgang. Geibel war Protestant, Fischer Katholik; Geibel ein Weltmann, das Haupt eines glanzvollen Kreises in München, Fischer ein zurückgezogener Mönch. Dennoch haben sie ganz auffällig auch einiges Aeussere gemeinsam: Beide sind von Geburt Norddeutsche, beide wurden frühe mit den romanischen Völkern, den Hütern der Formenschönheit vertraut, und endlich waren sie beide, Geibel wie Fischer, fast schroffe Parteigänger der Hohenzollerndynastie. Geibel ward ja als Herold des neuen Reiches gepriesen, und auch Leo Fischer hat ein Lied vom Deutschen Reiche gedichtet, Sonette auf Wilhelm I., Friedrich III. und Bismarck. Aus seiner Begeisterung für das neue deutsche Reich hat P. Leo nie einen Hehl gemacht; warum hätte er das auch sollen! So hat er mit Geibel, der allerdings nach 1866 nicht mehr in München blieb, auch das noch gemein, dass er ferne seiner ursprünglichen Heimat doch derselben treu anhing.

Uhland ist beider Lieblingsdichter gewesen. Warum sagt uns eine Strophe Geibel's:

„Wohl Gröss're preist man unser eigen,  
Um deren Stirnen ewig grün  
Im Kranz gewebt aus Eichenzweigen  
Die Lorbeer'n der Hellenen blühn;  
Doch keiner sang in uns'rer Mitte,  
Der, so wie Er, unwandelbar  
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,  
Ein Herold deutscher Ehren war.“

Etwas von Uhland haben beide, Geibel und Fischer auch gehabt, nicht vom Dichter, aber vom Menschen. Sie waren beide grosse Künstler, und was mehr ist als das: sie waren wie Uhland treue deutsche Männer.

Wie sind, fragen wir endlich, die poetischen Schöpfungen P. Leo's von der zeitgenössischen Kritik aufgenommen worden? Das feine und bedeutungsvolle Urteil Oskar's von Redwitz haben wir bereits früher zitiert. Es ist ein Lob aus dem Vollen geschöpft und hebt charakteristisch die vollendete Form hervor. Ebenso haben wir Urteile von Keiter und einigen andern bereits gehört. Die Literaturgeschichten von Lindemann und Brugier, die viele Jahre hindurch trotz neuer Auflagen über P. Leo stets die gleichen stereotypen Zeilen enthielten, können bei einem solchen Defizit an Kenntnissen oder gutem Willen nicht in Betracht kommen. Bemerkenswert dagegen ist ein Ausspruch von Karl Storck. Er sagt in seiner Deutschen Literaturgeschichte<sup>1)</sup> bei der Aufzählung neuerer katholischer Lyriker: „Das dichterisch Stärkste bot wohl Leo Fischer in den gross geschauten, geschichtlichen Gemälden seiner Sammlung *Ecclesia militans*“. Leider scheint Storck auch nur dieses Bändchen zu kennen. Heemstede hat 1895, kurz nach dem Tode P. Leo's diesem ein schönes, wahres Zeugnis ausgestellt. „Unter allen zeitgenössischen Dichtern zeichnet er sich durch die Formvollendung seiner Strophen aus, die das reichste Wissen, kindliche Frömmigkeit und hohen Seelenadel wieder spiegeln.“ Hierzu ist allerdings zu bemerken, dass letztere Eigenschaften noch keinen Dichter ausmachen.

P. Kreiten spricht unserm Dichter in dem oben zitierten Aufsätze ein hohes Lob aus; es ist das um so wertvoller, weil er die Dichtungen Fischer's wirklich gekannt und gelesen hat. Sein Schlussurteil fasst er in folgende Sätze zusammen: „P. Fischer hat uns als Dichter sein Bestes nicht gegeben... Ein volkstümlicher Dichter wäre er wohl nie geworden, wenn ihm auch das eine oder andere Lied gelungen ist. Seine Natur war die eines Gelehrten und Humanisten; Balde stand ihm jedenfalls näher als Spee. Ihm fehlte fast durchgehends die tiefere, innere Nötigung,

<sup>1)</sup> Karl Storck, Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart, 1906, pg. 462.

das auszusprechen, was er uns in so klarer und harmonischer Sprache sagt; es sind eher Aufgaben, die der Verstand als die das Herz ihm gestellt hat. Es fehlen daher auch in auffallender Weise jene tiefen Herzensklänge, die den Leser ergreifen und mitfühlen lassen und während Ohr, Phantasie und Verstand oft reichlich bedacht sind, geht das eigentliche Gemüt leer aus.“ Einiges, was Kreiten hier über Leo Fischer sagt, ist gewiss richtig. Auch wir glauben, dass Balde ihm näher stand als Spee; dennoch können wir dem Gedanken nicht beistimmen, es hätte dem Dichter fast durchgehends die innere Nötigung gemangelt. Und die tiefen Herzensklänge, fehlen doch auch nicht ganz. Es ist ferner durchaus unrichtig, dass das Gemüt immer leer ausgehe. Das Schlussurteil Kreiten's würde jedenfalls wesentlich günstiger lauten, wenn auch die letzte Sammlung Fischer's „Wanderers Weisen“ ihm schon vorgelegen hätte, denn diese bedeutet nach unserer Ansicht entschieden den Höhepunkt seines dichterischen Könnens. Mag auch hie und da etwas greisenhaftes heraus schauen: Sentenzen und sogar ein Vermächtnis, es ist doch das Meisterwerk.

Darin stimmen wir P. Kreiten vollkommen bei, dass Leo Fischer nie ein volkstümlicher Dichter geworden wäre. Darnach ging übrigens sein Streben auch nie. Gleichwohl sind einige seiner Gedichte in Lesebücher aufgenommen worden und eine Anzahl seiner Lieder haben Komponisten gefunden; so wurde das Unterwaldnerlied von Stehle und ein zweites Mal von Kathriner komponiert; mehrere Weihnachtslieder wurden von Kronenberg in Noten gesetzt, sein schönes Walliserlied und weitere Weihnachtslieder von P. Nikolaus Vogt und neuestens einige fernere Lieder von O. Müller.

Den grössten Wert für uns hat jedoch das Urteil eines Mannes, der in ästhetischen und künstlerischen Dingen, wie in der Wissenschaft des menschlichen Herzens ein ebenso feiner Kenner und Kritiker ist. Es ist Heinrich Federer. Selbst ein Künstler und Dichter, war er zudem der langjährige Schüler P. Leo's und kannte dessen Persönlichkeit, soweit das möglich war, genau. Federer hat seine Urteile und Anschauungen über P. Leo als Dichter verschiedene Male ausgesprochen, am ausführlichsten wohl in einem Aufsätze der „Ostschweiz“ vom 7. u. 8. Februar 1896.

„P. Leo“, sagt er dort, „griff keine gewaltigen Stoffe auf. Er wusste bei jedem Sujet genau, ob es innert die Marchung seines Talentes hineinpasste oder nicht. Und da er mehr zum Sanften, Sinnigen, idyllisch Schönen neigte, so schleppte er keine epischen Felsblöcke in sein Gebiet. Er besass hierin ein zu offenes Auge für den Gegenstand, als dass er je einmal auf einem poetischen Streifzuge seine Kraft überschätzte. So brachte er denn eben keine Löwen heim. Aber Waidmannsglück hatte er doch und packte jedesmal aus seinem Ränzel etwas Gutes und Seltenes aus.

„Zu diesem ersten grossen Vorzug kam ein zweiter: P. Leo war mit sich innerlich völlig im Reinen. In der Brust dieses Barden gährten keine vulkanischen Stoffe, die nach gewaltsamem Ausbruch rangen. So beunruhigen ihn denn keine Probleme, regt ihn keine unklare Leidenschaft auf, blendet ihn kein gewagtes Ziel. Das ist nicht schlechthin für alle Dichter ein Vorzug; für das Talent dieses Dichters war es ein grosser. Sodann, wenn in P. Leo eine wertvolle Idee aufstieg, so stürmte er nicht gleich in die Steigbügel des Pegasus und keuchte den Musenberg empor, sondern er behielt den guten Gedanken zurück und wog ihn ernstlich nach Gehalt und Tiefe ab. Schien die Sache noch unreif oder zu phantastisch zu sein, so wartete der beharrliche Mann zu, bis sich endlich die Idee zur vollendeten Gestalt verdichtet hatte und nur noch des erlösenden ‚Fiat‘ bedurfte, um als neugebornes Musenkind in die literarische Welt zu wandern. ‚Junger Most muss vergähren, wenn daraus ein lauterer, edles Getränk‘ werden soll, bemerkte P. Leo häufig zu seinen weniger beharrlichen Schülern.

„Ein einziges Gefühl spielt öfter und stärker über die Saiten seiner Harfe, das Heimweh nach oben. Indessen empfindet jeder gläubige Astronom dasselbe. Und der Dichter ist ja auch ein Astronom, der durch das Riesenteleskop seines poetischen Auges die Sterne erster und zweiter und leider auch minderer Grösse absucht, der in der Unendlichkeit des Weltalls eigentlich so recht zu Hause ist und dem Unerreichbaren mit seinen innigen Versen wenigstens so nahe kommt, wie der Rechner auf der Sternwarte mit seinen kühlen Zahlen.

„Wie oft stand P. Leo auf den einsamen Obwaldnerbergen; wie oft wandelte er abends am stillen Ufer des Sarnersee's, der wie ein träumerisches Geheimnis der Natur zwischen den verdämmernden Bergwachen schläft; wie oft schlüpfte er durch die Waldwildnis, bis irgend ein verlornen Pfad ihn zu einem Bildstöcklein oder zu unserer lieben Frau in die Waldkapelle führte. Und dort und hier und überall sieht der Dichter nichts als Finger, die dahin weisen, wo die steilste Höhe überwunden, wo das tiefste Geheimnis gelöst, wo der Friede des Kirchleins zum Frieden im ewigen Himmelsdom erweitert ist. Daher nach so mancher Naturschilderung und so manchem Preislied auf Maria, öffnet die letzte Strophe bei P. Leo gleichsam ihre frommen Taubenschwingen und flattert sehnsüchtig den Sternen zu.

„Ob P. Leo in der Form zu weit ging? — Gefahr lag jedenfalls nahe. Das verhehlt sich niemand, der einerseits die stillen, einfachen, über dasselbe Thema vielfach variierenden Gedanken, anderseits diese volltönenden hohen Formen, diesen aus der alten Welt geholten Zierrat antiker Metren, diese warm gepflegten, sauber gemeisselten Strophen mustert. Etliche mal ist wohl die Form das Balletfräulein und die Idee zum Aschenbrödel

geworden, vielleicht am liebsten da, wo der Dichter Naturgemälde liefert. Die Natur zeigt sich zwar mannigfaltig genug, ja, das ist die Klippe, mannigfaltiger als unsere Sprache, so dass keiner alles sagen kann, was die lebendige Natur mit ihren Stimmen und Farben spricht. So reizend P. Leo daher z. B. die Mittagsruhe im Walde, die Stimmungen des Abends, die eisige Luft der Hochwelt malt, sein Farbenstift macht doch zuweilen denselben Strich, dieselben Töne und wiederholt so ein Bild, einen Gedanken, ein Gedicht. Dass dergleichen einem Sprachmeister wie P. Leo und vor ihm Geibel begegnen muss, dürfte tragisch wirken, wenn man nicht gerade hier das harmonische Walten des Schöpfers so deutlich fände.

„Den Kraftüberschuss eines Organs muss das andere büßen. Die Flöte — und Flötenspieler hat man Geibel und Fischer sinnig genannt — bezahlt die sanfte Lieblichkeit und den berückenden Schmelz ihres Mundes ja gleichfalls mit einem geringen Stimmumfang. Und so erscheint es begreiflich, dass in einigen Gedichten des Paters, wo zu viel gemalt oder zu abstrakten Stoffen gegriffen wird, die Form den ersten Trumpf ausspielt und das Stiefschwesterchen zu Hause bleibt. Aber selten! Denn lange duldet es unser Aschenbrödel nicht zu Hause. Bald tanzt es mit der Form wieder schwesterlich vereint am Königshofe der Poesie.“

An einer andern Stelle <sup>1)</sup> schreibt Federer in Bezug auf die letzte Frage: „Gerade widrige Formen, wie auch häufig spröde Stoffe reizten unsern Dichter erst recht zum poetischen Flug. Es ist ihm dabei manches gelungen, wo andere sich die Köpfe eingerannt hätten. Unter dem grossartigen Formentalent leidet bisweilen der Gedanke und wiederholt sich, doch meist mit so anderm Gepräge und so geistvoller Variation, dass man mit Balaam segnet, statt verwirft.“

Wenn wir das gesamte dichterische Lebenswerk P. Leo's überblicken und die fünf Bändchen aufschlagen, so finden wir, dass deren Inhalt sich leicht in fünf Gruppen ordnen lässt: Es sind religiöse, historisch-kulturgeschichtliche und landschaftliche Motive, daneben eine Anzahl Gelegenheitsgedichte, die aber meist über die Gelegenheit hinauswachsen. Unter die kulturgeschichtlichen Stoffe rechnen wir auch die linguistischen Vorwürfe. Die erste Sammlung „Ecclesia militans“ ist rein religiös-historisch. Nicht ein einziges Naturbild findet sich darin. Die ganze Sammlung hat zugleich vorwiegend epischen Charakter. Die 32 Stücke sind in drei Abteilungen untergebracht: Altertum — Mittelalter — Neue Zeit. In der ersten Gruppe begegnen wir zehn jener kurzen, prägnanten, historischen Bilder, die P. Leo eigentlich geschaffen hat, die bis zur vierten Sammlung für ihn charakteristisch sind. Die zehn Gedichte enthalten teils biblische

---

<sup>1)</sup> Schweizerische Literarische Monatsrundschau, 1896, pg. 45.

Stoffe, wie „David's Trauergesang“, „In umbra mortis“, „Mariens Reise“, „Plato“, „Bethlehem“, teils Sujets aus der ersten christlichen Zeit. Das „Mittelalter“ bringt Gedichte auf benediktinische Gestalten und Stätten, so in „Subiako“, „Monte Cassino“, „Scholastica“, „Serve bone“, „Gregor der Grosse“, ferner fünf weitere Bilder aus der Welt- und Kirchengeschichte. In der „Neuen Zeit“ endlich treffen wir auf Gelegenheitsgedichte im höhern Sinne: „Der sterbende Zuave“, „Gebet für Pius den IX.“, „Garcia Moreno“, „Säkularfest von Tirol“, zu denen noch die Gedichte an Franz Plattner und „Die Wallfahrt durch Tirol“ kommen.

Das zweite Bändchen „Blumen aus dem Klostergarten“, zeigt im grossen und ganzen denselben Stoffumfang. Vorausgeschickt werden: „Frühlings Sieg, ein Kinderspiel“, „Der Verlust der Integrität, ein Weihnachtsspiel“, „Epiphanie“, wohl auch dramatisch gedacht und „Sankt Benedikts Schule“. Dann folgen die Abteilungen: Naturbilder, Geschichte, geistliche Gesänge. Zum ersten Male treten also hier landschaftliche Stoffe auf, aber der Löwenanteil entfällt auch hier wieder auf Kirchen- und Profangeschichte.

In den „Dichtergrüssen aus den Alpen“, in welche auch die in der „Subsilvania“ erschienenen Gedichte grösstenteils wieder aufgenommen wurden, begegnen uns unter dem Titel „Sängerfahrten“ landschaftliche Schilderungen, teils mit historischen Anknüpfungspunkten, kunst- und kulturhistorische Sujets, wie „St. Gallen“ oder „Der Friedhof zu Stans“, aber auch reine Stimmungsbilder, wie „St. Michaels Kreuz“ oder „Vierwaldstättersee“. Aber bald erscheinen wieder Geschichtsbilder: „Aus alter und neuer Zeit“, manche darunter balladenartig, wie „Zorn von Bulach“ oder „Vinland it Goda“, im ganzen nicht weniger als 23 Nummern. Den Schluss bilden Festgedichte, religiöse und kirchliche Preisgesänge. Im vierten Bändchen „Auf der Höhe“ finden wir zuerst aus „Leben und Wandern“ 27 Gedichte verschiedenartigen Inhalts, darunter zahlreiche Naturbilder. Dann wieder aus „Sage und Geschichte“ 18 Vorwürfe, von Hanibal und Caesar bis Richelieu und Nelson, zuletzt eine Abteilung „Aus Kunst und Wissen“. Es ist charakteristisch, dass letztere Gedichte hier als geschlossene Gruppe auftreten. Nicht weniger als fünf von den zehn Gedichten haben einen linguistischen Untergrund.

Die letzte Sammlung endlich, „Wanderers Weisen“, bringt als „Liederstrauß“ 24 Gedichte, die teils einen religiösen, teils einen historischen Inhalt haben, teils wenigstens einen landschaftlichen Hintergrund aufweisen, teils reine Naturbilder sind. Diesen folgen als besondere Gruppe die herrlichen „Elegischen Dichtungen“, zehn Stücke, dann „Vermischte Gedichte“, meist Gelegenheitspoeme, und am Schluss finden wir in sechs Kapiteln die schöne Novelle in Versen: „Drei Hiebe“. Neu und überraschend treten hier auf, die Elegien und die ebengenannte Novelle, beide

meisterhaft und vollendet, zugleich ein glänzendes Zeugnis der ungebrochenen Schöpferkraft des eben Dahingeshiedenen.

Wir sehen, dass durch alle fünf Bändchen hindurch Motive aus der Geschichte wiederkehren, — auch dem letzten fehlen sie nicht ganz — ebenso religiöse Gesänge; allmählich neigt der Dichter mehr zur sinnigen Naturbetrachtung hin; an solcher ist das letzte Bändchen besonders reich, denn auch die Elegien desselben gehören hier hin. Bei dieser Uebersicht lässt sich ausgezeichnet erkennen, wie die Lebensbeschäftigung, das augenblickliche Studienobjekt, auch auf den Stoff der Dichtung einfließt. Die erste Sammlung ist entstanden, als P. Leo sich hauptsächlich mit der hl. Schrift, mit Exegese, Bibelwissenschaft und kirchlicher Geschichte und Literatur abgab. Auch der Umgang mit Plattner hat seinen Einfluss geübt. Die „Blumen aus dem Klostergarten“ sind noch auf dem gleichen Nährboden erwachsen, es kommen aber bereits die ersten Naturbilder hinzu und bezeichnender Weise sind dieselben zum kleinsten Teile in Gries selbst entstanden, sondern in Marling, Jenesien, Afing usw. Die dritte Sammlung ist ausgezeichnet durch zahlreiche schweizerische Sujets — der Dichter hatte ja unterdessen seinen Wohnsitz in die Schweiz verlegt — und hier tritt zum ersten Male ein Gedicht auf, das den Linguisten verrät: „Am Pfingstfest“. Kreiten behauptet in dem bereits zitierten Aufsätze, dass Gedichte dieser Richtung für P. Leo charakteristisch seien; sie sind es bis zu einem gewissen Grade, aber wir müssen bedenken, dass eben auch sie durch die stete Beschäftigung mit linguistischen Problemen, denen der Dichter besonders in Sarnen nachging, veranlasst und inspiriert wurden. Die Poesie Leo Fischer's ist fast immer der Reflex seiner Beschäftigung! Kreiten spricht noch einen andern Gedanken aus; er sagt, die religiösen Gedichte seien für P. Leo aus einem doppelten Grunde nicht charakteristisch, einmal, weil es sich bei einem Ordensmanne von selbst verstehe, dass er auch der hl. Muse huldige, dann aber auch, weil das, was der Dichter uns nach dieser Richtung biete, lange nicht sein Bestes und Eigenartigstes sei! Darüber kann man nun wohl auch anderer Ansicht sein. Charakteristisch ist doch für einen Menschen und Dichter das, was seinem innersten Wesen und Denken entspricht. Die Spottgedichte sind doch für Heine charakteristisch; oder wären vielleicht ein paar Sakramentslieder für ihn bezeichnender? Es ist doch übrigens einer nicht fromm und religiös, weil er ein Ordensmann ist, sondern weil er religiös und fromm war, ist er auch Ordensmann geworden! Was die zweite Behauptung angeht, so ist so ziemlich das Gegenteil der Fall. Der Dichter Franz Alfred Muth, tat einmal folgenden Ausspruch<sup>1)</sup>: „Die geistlichen Gesänge P. Leo's haben mitunter ganz die Treuherzigkeit des alten Kirchenliedes

---

<sup>1)</sup> Literarische Rundschau 1886 Nr. 10.

oder singen und klingen wie Fr. von Spee's Hirtenlieder vor Bethlehem's Krippe“. Zum allerwenigsten kann man strikte beweisen, dass die religiösen Poesien, in erster Linie die Weihnachtsgedichte, an Einheitlichkeit der Konzeption und technischer Vollendung den übrigen gleichstehen.

Diese Meisterschaft der Technik ist es auch stets gewesen, was als grösster Vorzug der Fischer'schen Poesie gepriesen wurde. Hier ist er aber auch wirklich Herrscher. Keine Schwierigkeit schreckt ihn zurück; die schwierigsten antiken Metra handhabt er mit derselben Eleganz und Sicherheit, wie die italienischen und deutsch nationalen Versmasse. Im Sonette ist er ein Meister, seine Terzinen mit ihren herrlichen, klingenden Reimen, gehören zu den schönsten, und seine Ottave rime suchen in der deutschen Literatur ihres gleichen. So mancher möchte meinen, dass P. Leo ein geborner Könnler gewesen sei, ein Formentalent, wie es Sprachentalente gibt. Etwas mag daran wahr sein, Platen singt ja auch:

„Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,  
Dem muss die Form sich unbewusst vereinen,  
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,  
Das muss den Meister göttlich offenbaren“,

aber ein gut Teil des Erfolges verdankte P. Leo doch der beständigen Schulung, dem Fleiss, den keine Mühe bleicht. Unter den ungedruckten Sprüchen findet sich der folgende Vierzeiler:

„Die Sudler und die Pfuscher,  
Die haben leichtes Spiel;  
Doch willst du Meister werden,  
So braucht's der Mühe viel.“

Diese Mühe hat er sich denn auch nie verdriessen lassen. Gewiss hat er sehr leicht gearbeitet, aber dennoch auch unablässig gebessert, seine ruhige Natur erlaubte ihm das um so mehr. Was er einmal als „Grundregel der Poetik“ aufstellte:

„Besser auf ein Lied verzichten,  
Als bei halber Stimmung dichten;  
Doch die Stimmung tut's noch nicht:  
Ohne Feile kein Gedicht“,

hat er selbst aufs peinlichste befolgt. Ihm galt ein anderes Wort von Platen als Richtschnur: „Für den wahren Künstler gibt es keine Kleinigkeiten, ein falscher Vers ist seiner Natur so widrig, als ein falscher Gedanke“. Wir besitzen von P. Leo einen interessanten Aufsatz aus der Mitte der achtziger Jahre, welcher den Titel trägt: „Ueber poetische Selbstkritik und Feilung“. „Dichterisches Ingenium“, heisst es darin, „ist

ja allerdings die Voraussetzung ordentlicher Leistungen auf poetischem Gebiete; aber auch das grösste Talent ist nicht beständig dichterisch gestimmt, es muss den richtigen Moment abwarten. Und selbst, was im Augenblick der Begeisterung, der Inspiration, niedergeschrieben wird, bedarf fast immer der spätern ruhigen Durchsicht, der nachbessernden Feile. — So haben es die hervorragendsten Dichter gehalten. Goethe, der bekanntlich leicht arbeitete und oft eine strenge Selbstkritik vermissen lässt, hat immerhin seinen ‚Götz‘ dreimal, seine ‚Iphigenie‘ sogar viermal umgestaltet. Schiller brachte in vielen seiner Gedichte, nachdem dieselben bereits gedruckt waren, nachträgliche Verbesserungen an; ebenso Weber in den ersten Auflagen seines berühmten Epos ‚Dreizehnlinden‘. Metastasio zeigte dem Casanova auf die Frage, ob seine schönen Verse viel Mühe gekostet hätten, vier bis fünf stark radierte Seiten, welche er gebraucht habe, um vierzehn gute Verse zu vollenden.“ Weiter betrachtet er als ein Beispiel sorgfältiger poetischer Feilung das allbekannte Gedicht „Hektor's Abschied“ von Schiller. Aehnlich ist er selbst vorgegangen. Von dem kleinen Gedichte „Miramar“, das wir Seite 8 mitgeteilt haben, sind uns handschriftlich nicht weniger als drei Redaktionen erhalten. Ein längeres Gedicht „Heinrich IV.“ hat P. Leo mehrmals umgearbeitet; dennoch konnte er sich nicht zur Publikation entschliessen.

Wir haben schon gehört, dass P. Leo vor technischen Schwierigkeiten nicht zurückschreckte, ja dieselben geradezu aufsuchte. Die Eleganz der Strophenbildung hat er mit Geibel und Strachwitz gemein, aber er übertrifft sie beide an unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und man muss öfters bis in die Zeiten der Minnesänger zurückgehen, um ähnliches zu finden. Nicht wenige Strophenformen sind ihm eigentümlich, original. Manche der schönsten hat er von Geibel, Rückert, Schiller, Lingg, Bodenstedt entlehnt und sie nicht selten wesentlich verbessert und melodischer gestaltet, denn er besass ein ganz wunderbares Ohr für den musikalischen Rhythmus der Sprache. Das ist auch besonders zum Ausdruck gekommen in seinen Auslassungen Beyer gegenüber. — Die grösste Sorgfalt wandte er dem Reime zu. Derselbe ist bei ihm stets rein, wohlklingend, bedeutsam und sehr oft von überraschender Neuheit. Verszeilen ohne Reime sind bei Fischer selten; sogar die antiken Metra suchte er durch den „Goldreif des Reimes“ bei uns heimisch zu machen.

Wenn wir weiter auf seine sprachlichen Mittel der Darstellung eingehen, so lohnt es sich, einen Blick auf seinen Stil<sup>1)</sup> zu werfen. Greifen wir hier einiges heraus. Für die Grösse eines Dichters ist es charakteristisch, ob er auch die Spruchweisheit pflegt. Die griechischen Tragiker, wie Goethe's und Schiller's Dramen bewundern wir ja gerade

---

<sup>1)</sup> Vergl. Dr. H. Stickelberger, Die Kunstmittel in C. F. Meyers Novellen.

deshalb immer und immer und preisen sie als eine unversiegbare Bildungsquelle. Denn dadurch gerade, dass der Dichter, er mag sonst auch noch so objektiv sein, aus dieser Zurückhaltung heraustritt, wird der Leser vom Einzelnen abgelenkt und lernt die Dinge sub specie aeternitatis betrachten. Solche Spruchweisheit findet sich bei Fischer häufig; wir führen nur einige Beispiele an:

„Nur im Kampfe wird der Preis errungen“ (I. 29.)

„Gewaltig ist ein reines Herz  
Wenn es an Gott sich hält.“ (V. 27.)

„Mut und Hoffnung sind der Jugend Schätze.“ (V. 106.)

„Denn dem Erhabenen folgt der Schmerz und es klammert das Unglück  
An das Grosse sich an, nicht an verächtlichen Staub.“ (V. 52.)

„Doch eng umschränkt bleibt immer der Mensch und schwach.“ (III. 71.)

„Wohl schirmet den Frieden manch niederes Dach,  
Er schirmt es mit blumigem Stabe.  
Doch ziehet der Reichtum ins stille Gemach,  
Dann legt sich die Eintracht zu Grabe.“ (III. 65.)

„Deine Sehnsucht, deinen Schmerz  
Hauche ins Gebet.“ (IV. 7.)

„Doch was vergeht  
Und künftig naht,  
Es stand und steht  
In Gottes Rat.“ (IV. 6.)

„ . . . flüchtig ist des Lebens Gang  
Wie eines Vogels Schwingen;  
Die Forschung aber dauert lang,  
Bis wir zum Wissen dringen.“ (IV. 40.)

Ein Merkmal des echten Dichters ist das gegenständliche Denken, wie es z. B. Goethe in so hohem Masse eigen ist, geschehe es nun in Personifikationen, Allegorien, oder Vergleichen. Auch solche Beispiele sind nicht selten. Besonders schöne Personifikationen sind etwa:

„Der Fluch des Todes, der den Hochmut lohnte,  
Ging von Geschlechte zu Geschlecht und schonte  
Der späten Reue und Zerknirschung nicht.“ (I. 5.)

„Ich bin der Winter. Alles muss  
Vor meiner Macht sich beugen:  
Der kahle Wald, der starre Fluss  
Sind meiner Herrschaft Zeugen.“ (II. 3.)

„O Donauwelle, möge nichts  
Als Friedensglück dein Auge schauen,  
So oft im Strahl des Morgenlichts  
Du wanderst durch Rumäniens Auen.“ (V. 73.)

„Sieggekrönte Christenheere  
Hüteten Granadas Tor,  
Und im Westen aus dem Meere  
Stieg die neue Zeit empor.“ (IV. 68.)

Ein Beispiel einer Allegorie ist das unten mitgeteilte Gedicht „Die deutsche Sprache“. Eine prachtvolle Vergleichung folgendes:

„Gleich wie ein König, dessen gold'nen Becher  
Der Feind vergiftet, durch die Prunkgemächer  
Verwelkten Leibes, todesmüde schleicht:  
So stand die Menschheit in der Schöpfung Raume,  
Ein siecher König, seit von jenem Baume  
Der Dämon ihr den Kelch der Schuld gereicht.“ (I. 5.)

Voll der herrlichsten Bilder ist ein Gedicht an Kardinal Hergenröther:

„Schon mancher, der von Hoffahrt trunken,  
Hinabstieg in der Weisheit Schacht,  
Ist in den Abgrund tief versunken  
Und in des Irrtums dunkle Nacht.  
Doch Du, o Herr, die klare Kerze  
Des Glaubens in geweihter Hand,  
Hast zu der Kirche Schmuck die Erze  
Der Wissenschaft emporgesandt.

„Denn wie der Bergmann nach Metallen  
Im Felsenschosse emsig gräbt,  
Durchgingst Du der Geschichte Hallen  
Und hast Vergess'nes neu belebt.  
Dein Fleiss, der ewig frisch geblieben,  
Er war ein Hammer stark und blank,  
Vor dessen wohlgezielten Hieben  
Der falsche Janus niedersank.“ (II. 57.)

Einen grossen Teil der dichterischen Kraft und Wirksamkeit verdankt die Fischer'sche Poesie, besonders in ihrer ersten Periode, den zahlreichen Anspielungen auf die hl. Schrift und liturgische Texte. Das geht soweit, dass wir stellenweise die herrlichsten Paraphrasen von Schrifttexten vor uns haben. Das erste Gedicht in „Ecclesia militans“ „David's Trauergesang“ ist beispielsweise eine klassische Umdichtung der Stelle II. Reg. 1. 18—27. Heinrich Federer sagt von diesem Gedichte, dass es die Schwermut und grandiose Einfachheit der biblischen Vorlage völlig erreiche.

**David's Trauergesang.** (I. 3.)

|                                 |                                     |
|---------------------------------|-------------------------------------|
| Israel, wie soll ich's klagen?  | Gelboë, auf deine Auen              |
| Deine Tapfern sind erschlagen,  | Soll der Himmel nicht mehr tauen    |
| Deine Starken sind gefallen     | Nimmer netze frischer Regen         |
| Durch das Schwert —             | Dein Gefild!                        |
| Ach dass zu den Königshallen    | Denn auf ihm ist Saul erlegen,      |
| Niemand heimgekehrt!            | Dort zerbrach sein Schild.          |
| Hütet Euch der hohen Helden     | Saul und Jonathan, die treuen,      |
| Untergang in Geth zu melden,    | Schnell wie Adler, stark wie Leuen, |
| In dem Land der Unbeschnitt'nen | Einer an des Andern Seite,          |
| Schweigt davon!                 | Mann an Mann,                       |
| Keine Kunde des Erlitt'nen      | Fochten sie im tapfern Streite      |
| Bringt nach Askalon!            | Bis ihr Herzblut rann.              |

Israel mit Ross und Wagen  
Ward Dein stolzes Heer geschlagen,  
Deine Starken sind gefallen  
Durch das Schwert —  
Ach, dass zu den Königshallen  
Niemand wiederkehrt!

Eine einzige wundervolle Paraphrase der O Antiphonen<sup>1)</sup> des Breviers, ist das Gedicht „Weihnachtsabend“ II. 81. — Zahlreich sind die Stellen, wo bekannte Schrifttexte durchklingen. Hier nur ein paar Beispiele:

„Ein Kind ist uns geboren,  
Ein Knäblein klein und schwach.“ (I. 13.)

„Treuer Diener, der hienieden,  
Uns geführt als klarer Stern,  
Gehe ein in deinen Frieden,  
In die Freude deines Herrn.“ (I. 35.)

„Wer ist das Weib, an züchtiger Lieblichkeit  
Dem Monde gleich, an Pracht der Sonne,  
Aber an Stärke der Schlachtkolonne?“ (II. 52.)

Auch mythologische und profane Anspielungen begegnen uns öfters:

„Und flog empor in's Reich des ewigen Königs  
Wie aus der Asche sich erhebt ein Phönix.“ (I. 24.)

„Wie Pallas plötzlich aus Kronions Haupte,  
So zogst du früh zum Wettkampf der Gesänge.“ (V. 92.)

„Da erstarkten ihre Arme,  
Und sie riefen stolz auf ihn:  
Heil Dir, königlicher Sieger,  
Der in höchster Not erschien.“ (III. 83.)

---

<sup>1)</sup> Vergleiche darüber: Schweizerische Rundschau, 1906—07, Heft 4.

P. Leo sagt in seinem Leitfaden der Poetik, dass Tropen und Figuren ein wesentlicher Schmuck, ja nach Beyer, „die Schönheitsblüten“ der Sprache seien. Er selbst hat diesen Schmuck auf's reichlichste verwendet und es liesse sich aus seinen Schöpfungen leicht die schönste Beispielsammlung zusammenstellen. Wie unvergleichlich handhabt er etwa das schmückende Beiwort, jene Figur, die wegen ihrer Anschaulichkeit am meisten poetisch wirkt. So heisst z. B. Petrus „der eifernde Apostelfürst“, die römischen Kaiser heissen „machtberauscht“, oder

„Es liegt vor ihm im Staube  
Nero's unbeweinter Sarg“ (I. 36),

oder die Menschen werden bezeichnet als das Geschlecht der „vielverirrten“, die allerseligste Jungfrau als „die einzig reine, niemals sündenunterjochte“ (I. 54) oder

„So thront die Makelreine  
Auf schlankem Hochaltar.“ (I. 73.)

Die Zukunft ist ihm die „wolkenverhangene“ (II. 24), die Biene ist ihm die „fromme“, das Herz das „forschende“; der Indier heisst ihm der „vedakundige“. Wir vernehmen von „verschwiegener“ Einsamkeit, „viellieblichem“ Gesang, von „scytischem“ Sinn, von „sterblichen“ Händen, „mordendem“ Erz, von „wolkenumgürteten“ Riesen, „rebenumdufteten“ Wellen, von „vogelschnellen“ Gleisen.

Ein schönes Beispiel eines Paradoxon finden wir I. 29:

„Dem Vaterhaus, o wunderbarer Knabe  
Entsagtest Du durch Deine tapfre Flucht.“

Herrliche Antithesen enthält die folgende Strophe eines Weihnachtsliedes:

„Von Ewigkeit geboren,  
Wirst in der Zeit Du klein,  
Es scheint Dein Glanz verloren,  
Dein Arm besiegt zu sein.  
Du, aller Wonnen Schenker,  
Erleidest Schmerz und Not,  
Du, aller Sonnen Lenker,  
Gehorchst bis in den Tod.“ (II. 83.)

Eine Klimax enthalten die Verse:

„Wie strahlte das Gefilde  
So schön im Abendschein!  
Doch schöner war Casilde,  
Des Sultans Töchterlein.“ (V. 41.)

Ebenso findet sich die rhetorische Frage öfters:

„Was bricht hervor aus des Waldes Nacht  
In's mondenhelle Gefilde?“ (III. 73.)

oder

„O Herr, was ist geschehen,  
Dass Du im Kripplein ruh'st?“ (II. 83),

oder

Blümlein schlicht,  
Zürnst du nicht,  
Wenn des Wandrers Hand dich bricht? (II. 45.)

Ein schönes Beispiel der Häufung ist das folgende:

„Im Osten Blut und im Westen Blut,  
Der Kühnsten Blut und der Besten Blut!  
Bis einst sein Blut, das rettend fließt,  
Ein Gott vergiesst,  
Müsst ihr des Heils entraten.“ (IV. 48.)

Ebenso geläufig sind dem Dichter die Wortfiguren. So finden wir öfters Lautmalereien:

**Auf dem Sarner See.** (III. 18.)

Wie liegt er so lieblich im lachenden Land,  
Der blanke, der bläuliche See!  
Zerklüftete Zinnen bewachen den Strand,  
Es spiegelt im Wasser der Schnee.

Und schallet so helle beim Sinken der Nacht,  
Das Ave Maria-Geläut,  
Dann waltet die Welle in blinkender Pracht,  
Vom Schimmer des Mondes bestreut.

Es flammet die flutende Fläche und glüht,  
Vom Sternengewimmel umstrahlt;  
Doch schöner als sie ist ein reines Gemüt,  
In welchem der Himmel sich malt.

Oder

„Der waffenergraute  
Trivulzio schaute  
Von neuem der Seinigen schleunige Flucht.“ (III. 69.)

Oder die Nachdichtung der berühmten Strophe 1773 des Nibelungen-  
liedes:

„Und wenn das Kriegsvolk ruhte nach durchgekämpfter Schlacht,  
Dann stand der gute Fiedler auf der Wacht.  
Süsse sanfte Weise von seinen Saiten floss,  
Bis der Schlummer leise, manch müden Mannes Auge schloss.“ (III. 46.)

Gerne auch gebraucht der Dichter die Figur der Wiederholung in ihren verschiedenen Formen; bald als Anaphora wie:

„Leichten Sinnes blickt' ich in die Zukunft,  
Leichten Sinnes griff ich nach dem Stabe,  
Leichten Sinnes schied ich von den Meinen“ (V. 105.)

oder als Epizeuxis:

„Ihr Vöglein meine Schwestern, ihr Brüder Wolf und Bär,  
Aus Höhlen und aus Nestern, kommt alle, alle her“ (I. 48.)

oder als Epiphora:

„Fleuch Verführer, schweige, schweige!“ (II. 14.)

oder als Epanalepsis:

„Ueber die Berge entflieht der wandernde Vogel nach Süden  
Während der Sommer zugleich über die Berge entflieht“, (V. 65.)

oder als Anadiplosis:

„O Kindlein sei willkommen,  
Willkommen tausendmal.“ (II. 85.)

Zur Erzielung eines nachhaltigen Eindrucks wird öfters der Refrain benutzt. Auch das Wortspiel begegnet mitunter. So sagt im „Frühlingspiel“ der Winter:

„Und schiebt man erst die Sessel hin  
Ans warme Ofenfeuer,  
Dann sieht man, wie beliebt ich bin,  
Denn alles nennt mich — teuer.“ (II. 4.)

Interessant ist eine Vergleichung der Dichtungen, um Parallelstellen zu finden. Es gibt deren ziemlich einige. Ein Beispiel genüge. In einem Gedichte „Karl der Grosse“ (I. 41), lesen wir:

„Dein Szepter ist gerecht und stark“,

eine Wendung, die später (V. 74), wiederkehrt:

„Wie viele Fürsten, die gerecht  
Und gnadenvoll ihr Szepter schwangen.“

Hier lässt sich kurz auch die Frage erörtern, ob man bei P. Leo Anlehnungen an andere Dichter finde. Es gibt einige solcher Stellen, doch sind sie nicht sehr zahlreich, obwohl das nicht auffallen würde, da sie z. B. für die Dichtung der Parnassiens der französischen Literatur, welchen der Geibel'sche Kreis in der deutschen Literatur ungefähr entspricht, geradezu charakteristisch sind.

Im „sterbenden Zuaven“ (I. 51) erinnert die Strophe:

„Zu Mentana auf blutigem Feld,  
Da mussten die Welschen weichen,  
Da lag ein sterbender junger Held  
Vergessen unter den Leichen“,

an Seidel's bekanntes „Auf ferner fremder Aue etc.“

Die Stelle aus dem „Abendlied“ (IV. 11):

„O wie wunderschön  
Ist es auf den Höhn  
Bei der Herde lautem Lustgetön,  
Wenn die Glocke schallt,  
Und vom fernen Wald  
Eines Jägers muntre Büchse knallt“,

ist nicht nur im Versmasse Bodenstedt nachgebildet, sondern erinnert auch inhaltlich an sein Frühlingslied.

An Goethe's Studentenlied erinnern die Verse (IV. 42):

„Und lichte Wölklein schwimmen  
Am off'nen Himmelstor.“

An Uhland, den Liebling des Dichters, dürfen wir für sein Dornröschen (V. 44) als Vorlage denken, und an Heinrich Heine's Wallfahrt nach Kevelaer erinnern die Verse in „Unsere liebe Frau von Lourdes“ (IV. 1):

„Mühselig und beladen  
Ist mancher hergewankt,  
Der nun für Trost und Gnaden  
Für Rettung und Genesung dankt.“

Wir haben bisher nur wenige Gedichte vollständig mitgeteilt und zwar wurden solche meist aus besonderen Gründen eingeschaltet. Wir möchten aber doch die Leser einen Einblick in die Dichtung P. Leo's tun lassen, denn die Verse selbst sind das beste Material, um sich ein eigenes Urteil über den Dichter zu bilden. Wir glauben, dass unser Vorgehen sich um so eher rechtfertigen lässt, weil die Fischer'schen Bändchen nicht sehr verbreitet sind und sich kaum viele Leser finden dürften, die alle besitzen oder auch nur gesehen haben. Natürlich können wir von den ungefähr 225 darin veröffentlichten Gedichten nur eine bescheidene Auslese veranstalten.

Wir eröffnen die Reihe mit ein paar Gedichten, die ein Mittelding von Lied und Ballade, am besten als Geschichtsbilder bezeichnet worden sind. Das erste der Gedichte ist 1882 in Marling entstanden. Die Strophe ist Geibel's sogenannte Sehnsuchtsstrophe, jedoch hat sie P. Leo etwas abgeändert. Bei Geibel ist die Gliederung besser, bei Fischer der Wohl-laut grösser.

## Die Witwe des Martyrers. (I. 21.)

Welch liebliches Paar in dem stolzen Palast!  
Die Hände der Mutter hält traulich umfasst  
Der spielende Knabe und dringet in sie:  
„Erzähle vom Vater, ich kannte ihn nie.“

Da leuchtet ihr Blick  
Und also entrollt sie ihr grosses Geschick:

„O werde des Vaters, des tapferen, wert!  
Ihm dräute der Cäsar mit Folter und Schwert.  
Und furchtlos versetzte der herrliche Mann:  
Den sterblichen Leib magst Du haben, Tyrann,  
Die Seele jedoch  
Die schmiedest Du nimmer in Ketten und Joch.“

So rief er als Christ, der Begeisterung voll,  
Und stürzte die Statue des Götzen Apoll  
Vom Sockel hinab mit der nervigen Faust.  
Und rings aus der gaffenden Menge erbraut  
Die Stimme der Wut:  
Ins Feuer mit ihm, in die Glut, in die Glut!

„Sie steckten mit Fackeln die Scheiter in Brand —  
Da drückte Dein Vater, o Kind, meine Hand.  
Die prasselnden Pfähle bestieg er beherzt  
Und ward von der züngelnden Flamme geschwärzt.  
Drauf schwebte empor  
Der Kämpfer des Herrn zu der Seligen Chor.“

Da barg in der Mutter langwallendes Kleid  
Der Knabe das Köpfchen und schluchzte vor Leid,  
Sie aber, die Hohe, lächelte mild  
Und wartete, bis sich sein Kummer gestillt,  
Dann sprach sie: „Mein Sohn,  
Kurz dauert die Prüfung und ewig der Lohn!“

Das folgende Gedicht „Jeanne d'Arc“ ist 1895, im letzten Lebensjahre des Dichters entstanden. Strophenbau und Versmass sind gleich wie bei dem oben mitgeteilten Unterwaldnerlied. Auch hier der gleiche, unaufhaltsame Schritt der Jamben, mit den schweren, stumpfen Reimen. Der Höhepunkt wird in der V. Strophe erreicht. Das Gedicht gehört zu den schönsten, die je ein Genius ersann.

## Jeanne d'Arc. (V. 26.)

### I.

Vergraben lag im Waldesschoss  
Zu Fierbois ein Schwert,  
Verborgten unter Gras und Moos,  
Vom Roste halb verzehrt.

Doch als die Maid von Dom Remy,  
Den Ort im Geiste sah,  
„Bringt mir das Schwert“, verlangte sie,  
„Das Schwert von Fierbois!“

Und als den Stahl zum Kampf erhob,  
Die kühne Jeanne d'Arc,  
Da wich der Feind, sein Heer zerstob,  
So stolz es war und stark.  
Im Blütenmonat war's, im Mai,  
Als ihr die Tat gelang,  
Es machte Frankreichs Grenzen frei  
Ihr Sieg bei Orleans.

So hat des Ruhmes goldne Frucht  
Der Jungfrau Hand gepflückt.  
Was Kraft und List umsonst versucht,  
Der Unschuld ist's geglickt.  
Denn drohe auch der Waffen Erz  
Und spotte auch die Welt:  
Gewaltig ist ein reines Herz,  
Wenn es an Gott sich hält.

## II.

Johanna ward zum Tod geführt,  
Die junge Dulderin,  
Da hielt der Priester ihr gerührt  
Das Kreuz zum Kusse hin.  
„Ertrage“, sprach er, „Schmach und Last,  
Ertrage Qualm und Glut,  
Denn wenn dich Welt und Hölle hasst,  
Dein Heiland ist dir gut.“

Und auf dem Scheiterhaufen stand  
Das arme Hirtenkind.  
Im Holze prasselte der Brand,  
Ins Feuer fuhr der Wind.  
Da schlug die Flamme hoch empor,  
Da sank der Jungfrau Mut;  
Doch tröstend klang es ihr ins Ohr:  
„Dein Heiland ist dir gut.“

O Menschenherz, im Missgeschick  
Verlassen und verwaist,  
Zum Kreuz erhebe deinen Blick,  
Zum Kreuze deinen Geist!  
Dort schallt die milde Stimme her:  
„Du stehst in sich'rer Hut;  
Und sei das Leiden noch so schwer,  
Dein Heiland ist dir gut!“

Wie tief P. Leo in den Geist der Weltgeschichte eingedrungen war, beweist uns das folgende Gedicht „Hannibal“. „Von dieser Sorte tiefgründiger Historienbilder“, sagt Heinrich Federer, „hat unsere gesamte Literatur einfach wenige ebenbürtige Muster. Aus der Wirrnis und Bitterkeit der Zeitläufte schaut immer klaren Auges die Gerechtigkeit und Versöhnung der Geschichte heraus“.

### Hannibal. (IV. 45.)

Die Häscher nahen: Immer frecher  
Erschallt ihr trotziges Geschrei.  
O Sklave, mische meinem Becher  
Des Schierlings herbe Tropfen bei!  
Mir gab ein Gott das kühnste Wollen,  
Doch das Gelingen nicht zugleich.  
Bedecken mögen mich die Schollen  
In Hades' Reich.

Den Eid des steten Römerhasses,  
Den ich als Kind dem Vater schwur,  
Ich hielt ihn in des Alpenpasses  
Gefahren und auf Nola's Flur.  
Ans Tor von Rom mit eh'rnem Finger  
Hat Pyrrhus einst gepocht, der Held.  
Und ich bezwang die Weltbezwinger  
Auf Cannä's Feld.

So war ich denn ein Arm der Rache,  
Ein Arm des himmlischen Gerichts.  
Ich stritt für eine grosse Sache,  
Und für mich selber nahm ich nichts.

Ein Haupt nur war es, was uns fehlte,  
Ein Haupt im heimatlichen Staat,  
Denn schnöder Krämergeist beseelte  
Den Bürgerrat.

Das eig'ne Volk verliess mich feige,  
Verrostet ist Hamilkars Schwert.  
Ich habe bis zur bittern Neige  
Des Undanks trüben Kelch geleert.  
Nun noch den Giftpokal! Der wunde  
Verfolgte Löwe kommt zu Fall,  
Und Rom vernimmt die Todeskunde  
Des Hannibal.

Das nächste Gedicht soll P. Leo selbst für eines seiner besten gehalten haben. Man beachte die schönen neunzeiligen Strophen mit der prächtigen Gliederung und dem historischen Refrain.

**Nelson.** (IV. 72.)

Als Nelson gegen Trafalgar  
Zur Schlacht herangezogen,  
Da bebte Frankreichs stolzer Aar,  
Da bebten selbst die Wogen,  
Denn ein beherzterer Kommandant  
Durchkreuzte nie die Meere.  
Er sprach: „Zerschellt ist meine Hand,  
Doch Eines bleibt und hat Bestand:  
Das ist Alt-Englands Ehre.“

Und seine Krieger fochten brav,  
Die tapfern Herzen brannten.  
Doch eine Todeskugel traf  
Die Brust des Kommandanten.  
Da leuchtete sein Angesicht,  
Als ob es sich verkläre.  
Er sprach: „Mein einzig Auge bricht,  
Doch in das Dunkel strahlt ein Licht:  
Das ist Alt-Englands Ehre.“

Und als die Feinde flohen, kam  
Lord Nelsons letzte Stunde.  
Das letzte Wort, das er vernahm,  
Es war die Siegeskunde.  
Das Feuer hatte ausgetobt  
Und Jubel scholl im Heere.  
Da sprach der Held: „Gott sei gelobt!  
Ich sterbe gern, denn neu erprobt  
Ist nun Alt-Englands Ehre.“

Mit Vorliebe pflegte P. Leo das Sonett, teils zur Behandlung historischer Stoffe, teils als Charaktersonett. Das erste der mitgeteilten Sonette, Kodros, wird man als Muster der Gattung betrachten dürfen, die beiden Bismarcksonette sind bezeichnend für des Dichters Persönlichkeit.

**Kodros.** (IV. 51.)

Als vor Athen die Heere Spartas lagen,  
Nach Delphi sandten da die Gegner beide.  
Zu wessen Gunsten sich der Gott entscheide,  
Liess jeder Teil die Priesterin befragen.

Und ihr gefiel's, den Sieg voraus zu sagen  
Dem Volke, dessen Fürst den Tod erleide.  
Drauf wurde unerkant im Bauernkleide  
Der König Kodros von Athen erschlagen.

Ein gröss'rer Kodros ist seither gekommen:  
Es war der Gottessohn, der Knechtsgestalt  
Um seines Volkes willen angenommen.

Am Kreuze ist er unerkant gestorben.  
Allein sein Tod gebot dem Feinde Halt  
Und hat uns allen Sieg und Heil erworben.

## **Zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck. (V. 90.)**

### **I.**

„Im Leben noch erwarte ich's zu sehen,  
„Wie einst das Narrenschiff moderner Zeiten,  
„So stolz sich heute seine Segel breiten,  
„Am Fels der Kirche wird in Trümmer gehen.“

Was du gehofft, es ist bereits geschehen:  
Nur Balken sind's und Trümmer, die im weiten  
Bewegten Ozean vorübergleiten.  
Doch Christi Glaube steht und wird bestehen.

Sie, die den Bau der Ordnung stürzen wollen,  
Sind in Parteien unter sich zersplittert;  
Wie eines Schiffes aufgelöste Planken.

Doch auf dem Fels, um den die Wogen grollen,  
Erhebt die Kirche sich, die nimmer zittert,  
Die Hochburg ewig gültiger Gedanken.

### **II.**

Du selbst, ein Held vom Schlage der Titanen,  
Mit eines Reiches Gründung nicht zufrieden,  
Gedachtest, auch ein geistlich Schwert zu schmieden,  
Und lenktest ein in Barbarossa's Bahnen.

Doch neue Siege waren deinen Fahnen  
Im Kampf mit Petri Stuhle nicht beschieden.  
Dein Schicksal, des Gewaltigsten hienieden,  
Es sollte Kleinere zur Demut mahnen.

Wie schwer es sei, gestützt auf Macht und Heere  
Das Heiligtum des Herrn zu unterjochen,  
Dein klares Auge hat es bald erkannt.

Von fernen Inseln in dem stillen Meere  
Hast der Versöhnung Palme du gebrochen,  
Um sie zu legen in des Papstes Hand.

Wir fügen hier das schöne Gedicht auf Johannes Janssen an. Der berühmte Historiker ist dem Dichter eine Art Winkelried. Versmass und Reimstellung finden sich genau in einem Gedichte Geibel's (Herbstnacht, Neue Gedichte). P. Leo hat die Strophe gerne verwendet, so auch in seinem Liede vom deutschen Reiche.

**Johannes Janssen.** (III. 37.)

|                                                                                                                                                                                                                                                                         |                                                                                                                                                                                                                                                                                                       |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Mir ist bekannt im deutschen Land<br>Ein Held von kühnem Sinne,<br>Der jahrelang erobernd rang<br>Nach geistigem Gewinne,<br>Er nahm es auf im Siegeslauf<br>Mit seiner Gegner Masse,<br>Durch Mut und Kraft hat er verschafft<br>Der Wahrheit eine Gasse.              | Er gab Bericht gar treu und schlicht<br>Von Böhmer's edlem Streben,<br>Von deutschem Staat und deutscher Tat,<br>Von deutschem Brauch und Leben.<br>Sein Trachten war, dass fest und klar<br>Sein Wort den Stoff umfasse.<br>Und was er schrieb — sein Wahlspruch<br>Der Wahrheit eine Gasse. [blieb: |
| In alter Zeit Verborgenheit<br>Ist er hinabgedrungen<br>Und hat mit Macht in dunkler Nacht<br>Der Forschung Licht geschwungen.<br>Da blinkte hell des Wissens Quell,<br>Gedämmt von Trug und Hasse.<br>Hinweg den Trug! — der Tapfre schlug<br>Der Wahrheit eine Gasse. | So hat sein Schwert gar ruhmenswert<br>Bestanden manche Probe<br>Zu Nutz und Lehr, zu Trutz und Wehr<br>Und seinem Volk zum Lobe.<br>Und ob dabei auch mancherlei<br>Phantom und Dunst verblasse:<br>Der Ehrenmann dringt doch voran,<br>Der Wahrheit eine Gasse!                                     |

Doch nicht nur von Personen und Ereignissen ferner Tage, versteht der Dichter uns Bilder zu entwerfen, ganze Perioden einstigen Glanzes sehen wir erstehn und vergehn.

**Aquileja.** (V. 53.)

Regnerisch war und fahl das Gewölk. Bleifarbige Wellen,  
Vom Sirocco bewegt, peitschten den felsigen Strand.  
Aechzend schleppte die Barke sich hin am öden Gestade,  
Dessen Hütten ein Volk dürrtiger Fischer bewohnt.  
Doch es erhebt inmitten des Dorfs der ragende Dom sich,  
Ernst wie ein Grabmonument lange verflossener Zeit.  
Zwei Jahrtausende sind's, seitdem die Söhne der Tiber  
Hier, vom punischen Krieg ruhend, ihr Lager verschanzt.  
Mächtig erblühte die Stadt, Italiens nördlicher Wachturm  
Unter den Kaisern, und dann christlicher Bischöfe Sitz.  
Aber es stampfte vorbei mongolischer Häuptlinge Hufschlag,  
Hunger und blutiger Tod stampfte zerstörend vorbei.  
Auf die Lagune hinaus entwichen die Künste des Friedens,  
Stillter und einsamer stets ward die entvölkerte Stadt.  
Ihre Paläste wurden zu Staub, zur Weide die Gassen;  
Ihrer Kinder beraubt, steht sie wie Niobe da.  
Nur das Meer umschmeichelt sie noch, Bleifarbige Wellen  
Vom Sirocco bewegt, murmeln den Trauergesang.

Und Venedig, der Stadt seiner Jugend, welch ergreifendes Denkmal setzt er seiner zerfallenden Grösse in dem folgenden schönen Ghasel!

**Venedig.** (IV. 58.)

Venedigs Feenschlösser ragen im Mondenschein,  
Umflüstert von uralten Sagen im Mondenschein.  
Hier hat zu jenem finstern Mohren Desdemona  
Den Blick der Liebe aufgeschlagen im Mondenschein.  
Dort an der Seufzerbrücke schollen vergeblich einst  
Der unterdrückten Unschuld Klagen im Mondenschein.  
Doch still! Ein Windlicht glänzt am Ufer — es wird ein Sarg  
Zur Gondel dort hinabgetragen im Mondenschein.  
Und auch sie selbst, des Meeres einstige Fürstin, liegt  
Wie eine Stadt von Sarkophagen im Mondenschein.

Wenn P. Leo jeweilen in der Geschichtsstunde das Ende des französischen Königtums in den Schreckenstagen von 1792 schilderte, verfehlte er nie die Treue der Schweizer besonders zu betonen. Dieser Treue und ihrem Denkmal weihte er auch ein schönes Lied:

**Der Löwe von Luzern.** (III. 77.)

|                               |                                |
|-------------------------------|--------------------------------|
| Am waldumsäumten Teiche       | Die Krone war verloren,        |
| Vom Lärm der Gassen fern,     | Für die er blutend rang,       |
| Da liegt des Löwen Leiche,    | Doch ward sein Ruhm geboren    |
| Des Löwen von Luzern.         | Aus Blut und Untergang.        |
| Den Speer ins Herz vergraben, | Die Schrift auf Felsengrunde   |
| So liegt der edle Leu,        | Bewahret den Bericht,          |
| Im Tode noch erhaben,         | Wie er die Todeswunde          |
| Im Tode noch getreu.          | Empfing im Dienst der Pflicht. |
| Die Lilienbanner sanken,      | Und wäre auszumerzen           |
| Das seine sank zuletzt,       | Die Inschrift aus dem Stein,   |
| Und mit den starren Pranken   | Sein Denkmal in den Herzen     |
| Bewacht er es noch jetzt.     | Wird unverwüstlich sein!       |

Von eigentlichen religiösen Gedichten, — es haben ja die Grosszahl der Fischer'schen Gedichte überhaupt einen Stich ins Religiöse — käme hier in erster Linie der ganze Cyklus seiner herrlichen Weihnachtslieder in Betracht. Ein Gedicht, „Des Sängers Lohn“, ist oben bereits mitgeteilt worden. Wir führen noch das folgende an und verweisen für die übrigen auf unsern bereits zitierten Aufsatz in der Schweizerischen Rundschau.



Epiphanie. (II. 23.)

Magnus Dominus et laudabilis nimis,  
Parvus Dominus et amabilis nimis.

I.

Adams entartete Kinder verachteten  
Gottes Gesetz und der Sitte Gebot,  
Bis ihre Seelen sich völlig umnachteten,  
Bis sie verschmachteten,  
Knechte der Hölle, in Elend und Not.  
Horch! Da ertönte der müden Geschlechter  
Hilfe begehrender, sehnender Schrei:  
„Wächter, o Wächter  
Auf ragender Zinne,  
Sage, ob endlich der Morgen beginne,  
Sage, ob endlich das Dunkel vorbei!“

Fern nach der Zukunft, der wolkenverhangenen,  
Blickte Jesai'as prophetischer Geist:  
Harret des Retters, ihr armen Gefangenen,  
Der die begangenen  
Frevl vergibt und die Ketten zerreisst!  
Wahrlich, es kommt uns ein göttlicher Tröster:  
Friede wird herrschen bei seiner Geburt,  
Gnädig erlöst er  
Die Sklaven auf's Neue,  
Denn die Gerechtigkeit liebt er, und Treue  
Ist seiner Lenden erstrahlender Gurt.

„Alle die Wunden, die heute uns peinigen,  
Lindert und heilet der himmlische Hirt,  
Wenn er in sicherer Hürde die Seinigen  
Einstens vereinigen  
Und die Verheissung beglaubigen wird.  
Siehe! Dann schonen die Löwen der Rinder,  
Lämmer und Wölfe, sie teilen den Frass,  
Spielende Kinder  
Mit fröhlichem Lachen  
Greifen hinein in die Höhle des Drachen,  
Welcher des giftigen Bisses vergass.“

II.

Es steigen  
Hernieder  
Die Engel

Und künden  
Befreiung  
Uns an,

Sie zeigen,  
Dass wieder  
Der Mängel

Und Sünden  
Verzeihung  
Begann.

Sie schwingen  
Die Aeste  
Der Palmen

Im leisen,  
Im lächelnden  
Wind,

Sie singen  
Zum Feste  
Die Psalmen

Und preisen  
Das lächelnde  
Kind.

Dort weilt es,  
Gebettet  
Im Stalle

Der Hirten  
Voll Gnaden  
Und Huld,

Dort heilt es  
Und rettet  
Es alle

Verirrten  
Von Schaden  
Und Schuld.

### III.

#### Die Magier.

Wir haben oft in stillen Nächten  
Geheimer Forschung uns geweiht,  
Ob wohl die Sterne Kunde brächten  
Vom Anbruch einer neuen Zeit:  
Ob offen der Erlösung Pforte,  
Ob eine Bahn zum Schöpfer frei,  
Ob nach der Seher altem Worte  
Das Heil der Welt erschienen sei.

Und unser Ahnen, unser Beten,  
Getreuer Gott, betrog uns nicht:  
Du sandtest endlich des Kometen  
Ersehntes, freudenreiches Licht.  
So hat nach mühevollen Reisen  
Ein Himmelsbote mild und hell,  
Die Heidenkönige, die Weisen  
Zu dir geführt, Emmanuel!

Denn trägst du auch die ärmste Hülle,  
Verbirgt sich auch dein hoher Mut:  
Wir wissen, dass der Allmacht Fülle  
Auf deinen zarten Schultern ruht.  
Du bist der Herr von Tod und Leben,  
Als Gott so alt, als Mensch so jung  
Und allen, die nach Weisheit streben,  
Gewährst nur du Befriedigung.

#### Schlusschor.

Lasset dem höchsten Erbarmer uns huldigen,  
Der seiner alten Verheissung gedacht,  
Der für die Büssenden und für die Schuldigen  
Gleich dem geduldigen  
Lamme, sich selber zum Opfer gebracht!  
Lobet den Vater, den Herrscher der Heere,  
Grüsset und lobet den ewigen Sohn!  
Jubel und Ehre  
Dem heiligen Geiste,  
Welcher die Erde, die lange verwaiste,  
Wieder erkoren zum göttlichen Thron!

Zahlreich sind die Lieder, welche P. Leo der Himmelskönigin gesungen hat. Wir teilen eines mit aus der fünften Sammlung, welches durch besonders schönen Strophenbau ausgezeichnet ist. Es ist die sogenannte Nithartstrophe, von dem Minnesänger gleichen Namens erfunden und mit Vorliebe gebraucht. Sie hat bei Fischer eine prachtvolle Gliederung und zerfällt jeweils in 2 + 3 Verse.

**Mariä Himmelfahrt.** (V. 9.)

Warum ist heute so frisch der Tau,  
Und die Sonne so klar und der Aether so blau?  
Sie feiern zart  
Nach ihrer Art  
Mariens selige Himmelfahrt.

Denn heute kehrt der Tag zurück,  
Der einst sie führte zum ew'gen Glück.  
Aus ihrer Gruft  
Stieg Rosenduft  
Und Veilchenatem durchfloss die Luft.

Da waren Erde und Sternenzelt  
Von Lust ergriffen, von Glanz erhellt.  
Es trat hervor  
Der Engel Chor  
Aus hoher Burgen krystall'nem Tor.

Und also scholl ihres Liedes Ton:  
„Dich grüsst, o Mutter, Dich grüsst Dein Sohn,  
Den Du gehegt  
Den Du gepflegt  
Der nun die Krone der Allmacht trägt.

„Die Tränen, die Du geweint so bang,  
Das Schwert, das Dir in die Seele drang,  
Wo sind sie hin?  
Es schwebt Dein Sinn  
In Licht und Wonnen, o Königin!“

Und den Gesang, der stolz erscholl,  
Vernahm die Schöpfung freudevoll  
Und feiert zart  
Nach ihrer Art  
Seither Mariens Himmelfahrt.

Eine Perle ist das folgende Lied „Die Lourdeskapelle“, das zugleich zu den eigentlichen Naturbildern überleiten mag. Die Strophe mit den vierfüßigen Dactylen ist voll herrlichen Wohllautes. Sie findet sich auch bei Geibel. Man beachte die prachtvolle Antithese in der zweiten, die Anaphora in der dritten und vierten Strophe.

**Die Lourdeskapelle.** (V. 23.)

Ueber des Sees vergoldete Fläche  
Schwebet der Sonne entwindendes Licht.  
Ferne nur tönet das Rauschen der Bäche;  
Wellen und Lüfte, sie regen sich nicht.

Glattes Gewässer, wie friedlich und eben  
Dehnet dein Spiegel sich, heiter und blank!  
Aber die Fahrt durch das stürmische Leben,  
Ach, sie ist bitter, und mancher versank.

Träumerisch breiten der Dämmerung Schatten  
Ueber das Tal sich und über die Furt.  
Doch auf dem Berge, auf grünenden Matten  
Glänzt noch die Kirche der Jungfrau von Lourdes.

Heilige Jungfrau, dir ruhet zu Füßen,  
Still wie ein Kindlein, der mächtige See,  
Wirst du nicht allen den Kummer versüssen,  
Welche dich rufen in Sorgen und Weh?

Heilige Jungfrau, die letzten der Strahlen  
Weihet der Tag dir, bevor er verblasst.  
Trauernden Herzen in Stürmen und Qualen  
Schenke Erleuchtung und selige Rast!

Ein landschaftliches Stimmungsbild entrollt das nächste Gedicht:

**Vierwaldstättersee.** (III. 9.)

|                                |                               |
|--------------------------------|-------------------------------|
| Von Flüelen gegen Bauen        | Den Seelisberg umsäumen       |
| Enteilt der schwanke Kahn      | Gebüsche grün und dicht,      |
| Und sucht sich zwischen grauen | Der Mythen Gipfel träumen     |
| Gebirgen eine Bahn,            | Im falben Abendlicht.         |
| Es lehnet links die Matte      | Noch sieht man hoch den Geier |
| Des Rütli steil am Fels,       | Entfalten seinen Schwung,     |
| Zur Rechten auf der Platte     | Doch naht im dunklen Schleier |
| Das Denkmal Wilhelm Tells.     | Bereits die Dämmerung.        |

Es hängt am Bürgenstocke  
Der Nebel feucht und schwer,  
Melodisch schallt die Glocke  
Von Gersau's Ufer her.  
Der See ist schon entschlafen,  
Und nur bei Beckenried  
Ertönet noch im Hafen  
Ein spätes Schifferlied.

Frühlingslieder finden sich mehrere; wir wissen, dass ja einst schon das erste Lied dem Lenze gegolten hat. Eines der schönsten dürfte das nachstehende sein. Die Strophe ist original, das ganze ein vollendetes Kunstwerk, mit detailliertem Einzelschmuck.

**Stimmen des Lenzes.** (V. 3.)

Erstes Quellengeriesel,  
Das dem Eise entschlüpft  
Und durch farbige Kiesel  
Fort zur Ebene hüpf,  
O wie klingest du helle  
Weg und Wiesen entlang,  
Erstes Rieseln der Quelle,  
Deren Hülle zersprang!

Erster Donner der Lüfte,  
Fernes Orgelgetön,  
Durch die Schluchten und Klüfte  
Nordwärts brausender Föhn!  
Dass der Frühling erschienen,  
Zeigt ihr feierlich an,  
Wenn der Sturz der Lawinen  
Im Gebirge begann.

Erstes Finkengeschmetter  
Durch den schweigenden Wald  
Lockt in's Freie die Blätter  
Und die Blümelein bald.  
Knospen brechen in Menge  
Schon am Zweige hervor.  
Erste Finkengesänge,  
Welche Freude dem Ohr!

Ein Gedicht mit landschaftlichen Motiven auf historischem Hintergrunde ist „Rungelstein“, zugleich ein sprachliches Kunstwerk. Die Strophen sind aufgelöst eigentlich zwölfzeilig und finden sich ausser bei Geibel schon bei Reinmar von Zweter und Konrad von Würzburg.

**Rungelstein.** (II. 47.)

Sahst du einmal hinab ins Tal  
Zu Rungelstein vom Erker?  
Die Talfer stöhnt, mit Schaum gekrönt,  
In ihrem Felsenkerker.  
Den Ausweg sucht aus enger Schlucht  
Sie zornig zu ertrotzen,  
In's sonnige Land, ins wonnige Land  
In's Land von Gries und Botzen.

Wie wechselt hier der Landschaft Zier,  
Wo Süd und Nord sich winken!  
Vom Sarner Joch gewahrst du noch  
Den Schnee herüber blinken,  
Und schon gedeiht zu gleicher Zeit  
Der Cactus, und die Rebe  
Hält jede Wand und Kluft umspannt  
Mit üppigem Gewebe.

Welch heit're Schau durch Berg und Au  
Und in die Näh und Ferne!  
Drum kehrte ein am Rungelstein  
Der Kaiser Max so gerne.  
Beim Weinpokal im alten Saal  
Da ist er oft gesessen  
Als froher Gast, um auf die Last  
Der Krone zu vergessen.

Sahst du einmal hinab in's Tal  
Vom steilen Rand der Mauern,  
Wo einsam jetzt und schwerverletzt  
Die Ritterbilder trauern?  
Das Schloss verdarb, der Kaiser starb,  
Der hier sich einst erfreute,  
Doch das Gefild — so frisch und mild  
Wie damals, blüht's noch heute.

Zu den schönsten Gedichten Leo Fischer's gehören, wie wir bereits wissen, die Elegien des V. Bändchens. Wir haben oben schon eine „Aquileja“ mitgeteilt und schliessen hier noch eine weitere an. Federer sagt von diesen Elegien, dass der Dichter in denselben die ganze Grösse und Lieblichkeit der deutschen Sprache zur Schau trage.

**Cactus grandiflorus.** (V. 55).

Zwischen Camilien und Narzissen auf stolzer Altane  
Rankte ein Pflänzchen empor, schüchtern an Stäbe gelehnt.  
Niedrig blieb sein Wuchs und Stacheln trugen die Blätter,  
Manchen verächtlichen Blick warfen die Blumen ihm zu.  
Aber die Nacht brach ein, und glorreich stiegen die Sterne  
Vega, Deneb und Mars über die Berge herauf.  
Nicht zur Hälfte hatten sie noch die Bahnen vollendet,  
Als an dem kleinen Gewächs plötzlich ein Wunder geschah.  
Riesige Kelche taten sich auf wie silberne Schalen,  
Fäden wie flüssiges Gold quollen aus ihnen hervor.  
Herrlich war die Pflanze erblüht beim Kusse des Sternlichts:  
Sie, die verzauberte, schien selber den Sternen verwandt.  
Also vermag das himmlische Licht verfinsterte Herzen  
Umzuwandeln und weckt Keime des Edelsten auf.  
Habe Geduld darum! Zertritt ein schwaches Gewächs nicht!  
Lieblicher, als du geahnt, wird es erblühen vielleicht.

Ein echtes Stimmungsbild ist das folgende:

**Allerseelen.** (III. 101.)

Graue Nebelschleier  
Flattern um den Ast,  
Am beschrifteten Weiher  
Halten Krähen Rast.

Welk und abgefallen  
Weht das Laub umher,  
Und die Nachtigallen  
Flogen über's Meer.

Fern erschallt Geläute,  
Dumpher Glockenschlag,  
Denn wir feiern heute  
Allerseelentag.

Ruhet sanft, ihr Frommen,  
Die ein früher Tod  
Längst hinweggenommen  
Aus des Lebens Not!

Mag der Leib zerfallen  
Wie das Laub verdorrt:  
Gleich den Nachtigallen  
Fliegt die Seele fort.

Von des Grabes Grenze  
Fliegt sie fort so weit  
Bis zum lichten Lenze  
Seliger Ewigkeit.

Wir führen noch einige Gedichte an, welche ihren Ursprung der Beschäftigung des Dichters mit kunstgeschichtlichen und linguistischen Studien verdanken, um zu zeigen, wie künstlerisch er sich auch solcher Aufgaben zu entledigen wusste.

**Am Pfingstfeste.** (III. 95).

Wer war die älteste der Musen,  
Die der Vernunft, der Phantasie,  
Der Willenskraft im Menschenbusen  
Zuerst Gestalt und Ausdruck lieh?  
Sie wohnte vormals mit den Ahnen  
Der Sterblichen im Paradies  
Und folgte tröstend ihren Bahnen,  
Als Gott die Schuldigen verstieß.

Vom Sinai hat sie getragen  
Das Wort des Herrn an Mose's Ohr,  
Zum Himmel mit des Volkes Klagen  
Und Bitten schwebte sie empor.  
Sie hat der Wüste rohe Kinder  
Gesittung und Gesetz gelehrt  
Und ward vom vedakundigen Inder  
Als Vak, die göttliche verehrt.

Sie war es, welche Kraft und Rührung  
Zusammenfasste im Gesang,  
Sie war es, unter deren Führung  
Des Forschers Geist nach Wahrheit rang.  
Sie hat dem Sklaven, dem Barbaren  
Der Menschenwürde Recht verbrieft,  
Es hat der grösste der Cäsaren  
In ihre Rätsel sich vertieft.

Und als die Jünger, eingeschlossen  
Im stillen Saal des Herrn geharrt,  
Als sich im Flammenkranz ergossen  
Des Allerhöchsten Gegenwart:  
Da kam auch sie in neuer Stärke  
Vom Himmel her, der Weisheit voll,  
Und wirkte am Bekehrungswerke  
Soweit das Wort des Heils erscholl.

Wer ist sie, die am Pfingstenfeste  
Der Heiden Herz zum Licht gelenkt?  
Es ist die edelste und beste  
Der Gaben, die uns Gott geschenkt;  
Die Sprache ist's, des Menschen Ehre,  
Des Geistes Erstlingsfrucht und Zier,  
Denn alles grosse, alles schwere,  
Was ihm gelang, verdankt er ihr.

Die deutsche Sprache sodann, feiert er in einem herrlichen allegorischen Gedichte.

#### Die deutsche Sprache. (IV. 92.)

Vor ungezählten Jahren  
Da kam von Aufgang her  
Germanenvolk gefahren  
Mit festem Schild und Speer,  
Ein Stamm von schlichter Sitte,  
Mit Haaren blond wie Gold  
Und in des Heeres Mitte  
Zog eine Jungfrau hold.

Sie war nicht zart und schwächlig,  
Wie Welschlands Töchter sind;  
Sie ragte hoch und prächtig,  
Ein echtes Heldenkind.  
Und schüttelte sie die Locken  
Und tat sie auf den Mund,  
So wich der Feind erschrocken,  
Der ihr im Wege stund.

Denn all ihr Wort war strenge  
Und ihre Stimme scholl  
Wie laute Hiefhornsklänge,  
Gewaltig, stark und voll.  
So sprach sie mit den Kriegern  
Am Strand des Donaustrom's,  
So mit den Weltbesiegern,  
Den stolzen Söhnen Rom's.

Sie kam zum schwarzen Meere,  
Sie kam an Hellas' Tor.  
Da drang die Christuslehre  
Ihr wundersam an's Ohr.

Von Wulfila, dem Goten,  
Ward sie gesalbt, getauft,  
Und aus dem Reich der Toten  
Für Gottes Reich erkaufte.

Und rüstig schritt sie weiter  
Auf ihrem Siegesgang  
Als Alarich die Streiter  
Italiens bezwang.  
Sie brach die festen Plätze  
Und nahm mit kühner Hand  
Uralter Bildung Schätze  
Zum Schmuck für ihr Gewand.

Doch sanfter ist geworden  
Seither ihr wilder Sinn;  
Sie trug zum dunklen Norden  
Des Glaubens Fackel hin.  
Es warben als Vasallen  
Hinfort um ihre Huld  
Ein Notker von Sankt Gallen,  
Ein Williram von Fuld.

Und wollt ihr gern erfahren  
Wie diese Jungfrau hiess,  
Die vor den deutschen Scharen  
Ihr Wort erschallen liess?  
Sie ist in Sturm und Fehde  
Noch heute nicht erschlaft:  
Es ist die deutsche Rede,  
Die Sprache voll der Kraft,

Aber auch Griechenland ist dem deutschen Dichter, wie Geibel, eine Stätte, nach der er sich sehnt wie nach dem Jugendstrand.

**Nach Hellas.** (V. 67.)

Ferne zum Land der Hellenen entschwebte schon frühe mein Sehnen,  
Bald zu den blutigen Spuren der Schlacht auf Marathons Fluren,  
Bald nach Olympias milden grünlaubigen Friedensgefilen,  
Wo im Alpheus baden zertrümmerte Tempelarkaden.  
Gerne erstiegen auch hätte ich Delphis erhabene Stätte,  
Oder durchsegelt die Wogen, auf welchen Odysseus gezogen,  
Während mit bräutlichem Schleier Penelope täuschte die Freier.  
Gern in des Mondes Scheine durchwandert' ich attische Haine,  
Um dem verschlafenen Rauschen uralter Oliven zu lauschen,  
Die, als sie jugendlich glänzten, die Stirne der Sieger bekränzten  
Und die smaragdnen Aeste hingaben zum Schmucke der Feste.  
Aber es ist mir die Reise gelungen nur geistiger Weise:  
Nicht auf den flüchtigen Planken des Schiffs — nur still in Gedanken.

Der Sprache aber des Landes, das ihm, dem weniger glücklichen als Geibel, zu sehen nicht vergönnt war, widmete er das folgende herrliche Gedicht:

**Die griechische Sprache.** (IV. 77.)

O liebliche Sprache von Attikas Flur,  
Du pflegtest die Keime der Völkercultur,  
Die Keime des Grossen und Schönen!  
Wohl mag Dich verachten ein scythischer Sinn;  
Uns aber gewährest Du Lust und Gewinn  
Mit Deinen bezaubernden Tönen.

Wir lauschen den alten Gesängen Homer's,  
Dem Stampfen der Rosse, dem Sausen des Speers,  
Dem fernen Getöse der Brandung.  
Wir folgen dem stürmeverschlagenen Kiel  
Des Ithakerfürsten, bis endlich ans Ziel  
Ihn führt die verspätete Landung.

Wir treten in Perikles Tage. Es blüht  
Die Bühne empor und erhebt das Gemüt  
Im Schwung sophokleischer Chöre.  
Antigone wachet in rührender Not,  
Dass nimmer des Königes hartes Gebot  
Den Schlaf des Verstorbenen störe.

Wohl welkte der Lorbeer im Sturme der Zeit,  
Wohl richteten Hellas der innere Streit  
Und römische Schwerter zu Grunde.  
Doch winkten ihm geistige Siege: es scholl  
In griechischer Sprache begeisterungsvoll  
Des Kreuzes erlösende Kunde.

O Sprache des Platon, melodischer Laut,  
Dir wurden die Worte des Heiles vertraut!  
In Deiner krystallinen Klarheit  
Umschlossest Du lange das Wissen der Welt,  
Bis endlich der Ewige selbst Dich bestellt  
Zur Botin der göttlichen Wahrheit.

Wie wundervoll der Dichter antike Versmasse handhabte, mögen die folgenden Proben zeigen.

### Die Strophen von Hellas. (IV. 79.)

#### I.

Dem Adler ähnlich, der den Olymp umschwebt,  
Erscheint Alkaïos' herrliches Silbenmass:  
Es schwingt sich auf — es schwebt — und senket  
Wieder zu Tal den gewalt'gen Fittich.

Den stolzen Adler sendete Flaccus einst  
Zum Kapitol, zum Throne August's empor;  
Erhab'ne Lieder trug dem kühnen  
Herrscher entgegen der kühne Rhythmus.

Auch mich entzückt sein schwindelnder Flug; jedoch  
Den schönen Fremdling bändige fürderhin  
Des Reimes Goldreif, um in Deutschland  
Heimisch zu machen, den Aar von Lesbos.

#### II.

Viel des Schönen schmeichelt dem Ohr. Vergnügen  
Beut die Kunst ihm, beut die Natur ihm reichlich.  
Doch den höchsten Zauber gewährt der Sprache  
Sinniger Wechsel.

Gleich der Meerflut rauscht der Gesang der Sappho,  
Tiefen Wohllauts voll. Es empört die See sich  
Bald im Sturm, bald ruht in der Bucht die harmlos  
Spielende Welle.

So der Griechin Vers. Er vermag gewaltig  
Darzutun hochwogender Stimmung Vollkraft,  
Doch er leiht auch sanfteren Laut des Herzens  
Ewiger Sehnsucht.

#### III.

Frisch mit Rosen gekrönt, wandeln im Tänzerschritt  
Unsere Lieder einher. Heiter und zierlich folgt  
Pherekratischen Takten  
Ein glykonischer Ruhepunkt.

Fern am samischen Strand blühte des Sängers Kunst,  
Der dem lyrischen Schwung neue Geleise wies  
Und auf goldener Harfe  
Mannigfaltiges Mass erfand.

Doch Venusia's Sohn strebte ihm nach und goss  
Seinem hüpfenden Vers ernste Gedanken ein,  
Ernste, trübe Gedanken  
An die drohende Zukunft Roms.

Wir haben schon mehr als einmal bemerkt, dass bei P. Leo auch das Gelegenheitsgedicht zum vollendeten Kunstwerk erwuchs. Auch Federer betont das nachdrücklich. Man erlaube uns hier noch ein Beispiel mitzuteilen. Der verstorbene Weltüberblicker Pfarrer von Ah brachte P. Leo einst, von einer Romreise heimkehrend, einen Zweig von der Tassoeiche, den er ihm mit einem Gedichte überreichte. P. Leo antwortete darauf mit den folgenden Strophen:

**Der Eichenzweig.** (IV. 38.)

Vor Jahren hab' ich hinausgespäht  
Von der lärmenden Riva der Slaven  
In's Meer, wo das schimmernde Segel sich bläht,  
Wo der Wimpel weht  
Und die Gondeln durchkreuzen den Hafen.

Hoch oben entschwebten zum Keile geschart,  
Die Vögel in schleunigem Fluge.  
Es lockten die Lüfte, so bläulich und zart,  
Zu der Südlandsfahrt,  
Zum sonnigen Wanderzuge.

Sie lockten auch mich. Doch bestimmte das Los  
Mir andere Lebensgeleise:  
Es führte mich her in der Täler Schoss,  
Wo ernst und gross  
Die Alpen sich panzern mit Eise.

Doch siehe! Vor mir liegt ein welkendes Blatt,  
Ein Zweiglein italischer Eichen,  
Das ein deutscher Dichter gebrochen hat  
In der ewigen Stadt,  
Um mir es zum Grusse zu reichen.

Es wurde gepflückt von geweihter Hand  
An jener geweihten Stätte,  
Wo Tasso, misshandelt und schnöde verkannt,  
Den Frieden fand  
Und Freiheit von Kerker und Kette.

Drum, würde geboten mir Silber und Gold,  
Das Zweiglein, es wäre mir lieber.  
Es spricht von der Weltlust betrüglichem Sold,  
Es spricht so hold  
Von der heiligen Stadt an der Tiber.

Schlicht und einfach, aber inhaltsvoll ist die Grabschrift, welche er Herrn Gerichtspräsident B. Rigert in Udligenswil, dem Vater von P. Placidus, widmete. Sie lautet:

„Deiner Kirche und dem Staat  
Dientest Du mit Rat und Tat,  
Als des Rechtes Hort und Schild  
Allen stets ein Musterbild,  
In der Deinen engem Kreis  
Voller Sorgfalt, voller Fleiss;  
Guter Vater, ruhe aus  
In des ew'gen Vaters Haus!“

Zum Schlusse dieses Abschnittes ist noch ein Wort zu sagen von P. Leo, als Uebersetzer fremdsprachlicher Dichtungen. Er ist ein vollendeter Uebersetzer, wie wir das von einem Schüler und Verehrer Geibel's auch nicht anders erwarten dürfen. Ueber die Grundsätze, welche ihn bei seinen Uebertragungen leiteten, besitzen wir einen Aufsatz von seiner Hand, der interessant genug ist, um wenigstens einiges daraus hier mitzuteilen. Es heisst in demselben:

„Ein vorzügliches Mittel, sowohl zur Schulung im poetischen Ausdrücke, als zur Gewöhnung an ein sorgfältiges Feilen, ist das Uebersetzen fremdsprachlicher Gedichte.

Jede Uebersetzung, auch die prosaische, hat ein dreifaches Ziel im Auge zu halten: 1. Treue Wiedergabe der Gedanken, 2. Aehnlichkeit mit dem Original in Ton und Stil, 3. möglichste Nachbildung der Schönheiten des Originals.

Entspricht eine Uebersetzung nur der ersten dieser Anforderungen, so ist sie eine wörtliche; entspricht sie auch der zweiten, so kann sie schon als wohl gelungen bezeichnet werden. Eine Uebersetzung, die alle drei Anforderungen befriedigt, ist eine Leistung der Meisterschaft.

Da nun die letztere nicht einem jeden beschert ist, wird man die Bemerkung machen, dass unter verschiedenen Uebersetzern der eine mehr nach diesem, der andere mehr nach jenem Vorzuge strebt, gemäss dem jeweiligen Zwecke, den er sich bei seiner Arbeit gesetzt hat. Bei belehrenden Schriften handelt es sich natürlich zumeist um genaue Wiedergabe der Gedanken; dieser Aufgabe war sich der alte Wulfila wohl bewusst, während Luther den Bibeltext

mit bedenklicher Freiheit verdeutschte. Bei der poetischen Uebersetzung von Dichterwerken jedoch stellt sich die Sache etwas anders; schon durch die Wahl der gebundenen Sprache reiht der Uebersetzer seine Arbeit unter die künstlerischen Schöpfungen ein, und hier ist Schönheit das erste und wesentliche Erfordernis. Nicht als ob willkürliche Abweichungen vom Gedankeninhalt des Originals gestattet wären; im Gegenteil: Je treuer, desto besser. Aber vor allem und selbst auf Kosten der wirklichen Wiedergabe, muss die Schönheit des Vorbildes auf die Nachbildung übergehen, denn sie ist es, die den künstlerischen Wert des Originals ausmacht.

Die Anforderungen, die wir oben aufgezählt haben, ergeben daher an den metrischen Uebersetzer in umgekehrter Reihenfolge: ist seine Arbeit nicht schön, dann wäre sie besser ganz unterblieben. Demnächst soll er die charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner Vorlage berücksichtigen, jedoch nur soweit, als es ohne Beleidigung des einheimischen Sprachgefühls geschehen kann.

Endlich soll er so lange als möglich dem Wortlaute treu bleiben.

Hieraus ergeben sich folgende Hauptregeln:

1. Eine poetische Uebersetzung muss so sein, dass sie auch ohne Kenntnis des Originals als ein schönes Gedicht gelten könnte.

2. Die Uebersetzung metrischer Werke aus fremden Sprachen hat nur dann ästhetischen Wert, wenn auch sie in gebundener Sprache auftritt. Denn die metrische Seite bildet ja stets eine Hauptschönheit des Originals.

3. Das Originalmetrum wird besser beibehalten, als durch ein anderes ersetzt. Denn so erfordert es die Rücksicht auf die fremde Eigenart.

4. Ist das Originalmetrum schwer oder gar nicht nachzubilden, so mag von demselben abgegangen werden. Besser eine fließende Uebersetzung in verändertem, als eine schlechte im ursprünglichen Versmass.

5. Eigenheiten der Originalsprache, welche in der Sprache des Uebersetzers geradezu hässlich erscheinen, sollen nicht nachgebildet werden. Dies gilt vorzüglich von dem Enjambement der antiken Poesie.

6. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig, und den Geist seines Vorbildes soll der Uebersetzer seinem Werke einhauchen.

7. Unbegründete Abweichungen vom Original sind fehlerhaft.

8. Tut jedoch der Uebersetzer aus der Fülle des eigenen Genius eine Schönheit hinzu, die das Original nicht aufweist, so kann dies vom ästhetischen Standpunkte aus keinen Tadel finden.“

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten die Uebersetzungen Leo Fischer's, so finden wir, dass er den grössten Meistern der Uebersetzungskunst an die Seite gestellt werden muss. Schon seine Uebertragung der Horazischen Oden, unter Beibehaltung der Originalmetra kann als eine bedeutende Leistung angesehen werden. Wahre Meisterwerke aber hat der Dichter geliefert in seiner Uebertragung einiger Cid-Romanzen. Eine Probe dieser Kunst mag die folgende Romanze abgeben. Im Original verbindet die Assonanz auf *a* die zweite und vierte Zeile. Fischer hält dieselbe fest und fügt noch den Reim hinzu. Man höre:

### Sant Pedro de Cardenna.

Zu Sant Pedro de Cardenna  
Liegt der gute Cid begraben  
An der Seite seiner Gattin —  
O welch selige Rast sie haben!

Denn es ruhen dort mit ihnen  
Viele Könige, viele Granden,  
Die durch ihre Heldenlaufbahn  
Einen ewigen Nachruhm fanden.

Aber eine von den grossen  
Taten überstrahlet alle:  
An ein Wunderwerk des Himmels  
Mahnet uns die Klosterhalle.

Denn zweihundert von den Mönchen,  
Die St. Benedikt in harter  
Lebensart gefolgt, errangen  
Hier den Siegeskranz der Marter.

Auch aus andern frommen Orden  
Mag wohl mancher Heilige stammen,  
Doch zweihundert auf einmal  
Findet man nur hier beisammen.

O Cardenna, Gnadenstätte!  
Liegst Du auch in irdischen Marken,  
Bis zum Himmel drang das Blut  
Deiner Tapfern, Deiner Starken.

All Dein Volk ist kriegsgewaltig,  
Sonder Zagheit, sonder Wanken:  
Diese siegten, da sie kämpften  
Jene siegten, da sie sanken.

Keinen Cid erwartend, nahten  
Dir sich einst die Maurenscharen;  
Doch sie fanden, dass zweihundert  
Cide in Cardenna waren.

Und der grosse Benediktus,  
Mit gerechtem Stolze kann er  
Auf das Kriegsheer niederschauen  
Das da schwur zu seinem Banner.

Neu sein dürfte auch für diejenigen, die Leo Fischer's Lebenswerk kennen, dass er aus Anakreon und andern griechischen Lyrikern Lieder übersetzt hat. Wir lassen eine kleine Probe folgen:

### Aus Anakreon.

#### I.

Von Kadmos wollt ich singen  
Und von des Atreus Söhnen —  
Wie kommt es, dass die Saiten  
Von nichts als Liebe tönen?  
Ich wechselte die Saiten,  
Ich wechselte die Leier,

Um Herkules zu preisen —  
Doch horch! Aus meiner Laute  
Ertönen Liebesweisen!  
So lebt denn wohl, ihr Helden!  
Mir will ja nichts gelingen  
Als Liebe zu besingen.

II.

Du singst von Thebens Kämpfen,  
Und der von Troja's Sagen,  
Ich aber singe einzig  
Von meinen Niederlagen.  
Zwar droht mir keine Flotte  
Kein Heer zu Fuss und Rosse;  
Doch ach, aus schönen Augen  
Bestürmen mich Geschosse.

III.

Man pflegt dem Ross ein Zeichen  
Am Schenkel einzubrennen.  
Man kann an spitzen Mützen  
Die Parther leicht erkennen;  
Und nahen mir Verliebte,  
So weiss ich's gleich zu sagen,  
Weil sie ein zartes Merkmal  
An ihrer Seele tragen.

Zum Schlusse setzen wir noch die schöne Uebertragung oder vielmehr Nachdichtung des Alma Redemptoris Mater her, ein Meisterwerk ohne gleichen:

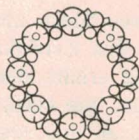
**Alma Redemptoris Mater.** (III. 91.)

Mutter des Herrn, des Meeres Stern und Pforte zum Leben,  
Hilf den Versinkenden, ach, den Ertrinkenden, sich zu erheben!  
Ihn, der die Welt regiert und erhält, den Schöpfer gebarst Du,  
Mutter zugleich und Jungfrau, wie reich an Tugenden warst Du!  
Während Dich Engel umkreisen und preisen in seligen Chören,  
Wolle die Schuldigen auch, die Dir huldigen, gnädig erhören!

Werfen wir noch einmal einen kurzen Blick auf das gesamte dichterische Lebenswerk P. Leo's, so erscheint uns dasselbe vor allem als ein festgeschlossenes Ganzes, organisch hervorgewachsen aus Anlage, Erziehung und Lebensbedingungen. Es ist auch innerlich ein Einziges und Ungeteiltes. Als vollendeter Könnner trat er mit 28 Jahren vor sein Publikum und ist sich im grossen und ganzen gleich geblieben bis zum vierzigsten Jahre, wo ihn der Tod hinwegraffte. Von der Geschichte rückte er allmählich mehr oder weniger ab und zur Naturbetrachtung hin. Bedeuteten die „Dichtergrüsse aus den Alpen“ vielleicht eine Stagnation, ja sogar einen kleinen Rückschritt, so zeigte das folgende Bändchen „Auf der Höhe“, tatsächlich den Dichter wieder auf der Höhe seiner Erstlings-schöpfungen. Das letzte Bändchen aber, „Wanderers Weisen“ enthält die vollendetsten und reifsten von des Dichters Gaben: Die herrlichen Elegien allein würden genügen, ihm den Namen eines grossen Dichters zu sichern.

Hier findet sich auch die einzige grössere Schöpfung, an die sich P. Leo gewagt: die Novelle „Drei Hiebe“. Romantisch dem Stoffe nach, ist sie in der Ausführung durchaus gelungen. Wenn sie auch gewissermassen die Grenzen des Könnens, das dem Dichter gegeben war, erkennen lässt, so berechtigte sie dennoch zu der Hoffnung, dass P. Leo später sich dieser Gattung noch öfters zugewandt hätte. Mehr Epiker als Lyriker, hätte er in der poetischen Erzählung und der Novelle in Versen vielleicht noch ein Hauptgebiet gefunden. — Als Lyriker ist er selten rein subjektiv; seine Lyrik ist mehr sachlich; ihm mangelt vielfach das intensive innere Erlebnis. Dennoch finden sich auch bei ihm Gedichte, deren Wirkung zwar zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht; und solche sind ja nach Theodor Storm die vollendetsten.

An formalem Können ist P. Leo den grössten seiner Zeitgenossen an die Seite zu stellen. Unter den katholischen Dichtern des ausgehenden XIX. Jahrhunderts nimmt er einen ersten Platz ein und man kann wohl sagen, dass er unter den katholischen Dichtern deutscher Zunge seit Clemens Brentano das grösste Formtalent ist.



### III.

Der Gelehrte und Lehrer.





## Der Gelehrte und Lehrer.

„Talent und Fleiss sind eitler Putz,  
Dienen sie nur dem Eigennutz.“

Liegt auch die Hauptbedeutung Leo Fischer's in der Dichtertätigkeit, die wir eben gewürdigt haben, so ist, wie wir schon aus der Darstellung seines Lebens wissen, seine wissenschaftliche Arbeit und besonders sein Einfluss und seine Bedeutung als Lehrer ebenfalls nicht gering gewesen. Ueber Leo Fischer als Gelehrten etwas zu sagen, ist für uns nicht leicht, weil er eine Anzahl von Disziplinen gepflegt hat, die uns ganz fern liegen; wir müssen uns damit begnügen, hier grösstenteils referierend vorzugehen und einige Zeugnisse von Fachmännern anzuführen.

P. Leo besass eine ausserordentlich universelle Bildung; das sagt aber noch zu wenig: er war ein Gelehrter in des Wortes bester Bedeutung. — Lateinische und griechische Klassiker waren ihm sehr geläufig und er hat aus diesen Sprachen wie aus dem Neugriechischen zahlreiche Dichtungen in's Deutsche übertragen. Jahrelang beschäftigte er sich auch mit orientalischen Sprachen: das Hebräische, Syrische, Chaldäische und Arabische müssen ihm sehr vertraut gewesen sein, soweit wir aus den hinterlassenen zahlreichen Schriftwerken, Uebersetzungen etc. schliessen können. Auch Keilschrift und Sanskrit waren ihm nicht fremd. Den Grund zu diesen Kenntnissen hat er in Gries gelegt, wie wir schon wissen, als er sich ex professo mit biblischen Fächern beschäftigte. Schon damals hat er sich aber auch mit Germanistik abgegeben, wie eine dichterische Uebertragung von einzelnen Teilen des Annoliedes und anderer althochdeutscher Literaturdenkmäler beweist. Aus jener Zeit stammen: „Der Sündenfall, nach dem altdeutschen des Annoliedes“, Gries 1881, „Die Schlacht von Pharsalus, Episode des Annoliedes“, Gries 1881. Mit der spät- und neulateinischen Dichtung beschäftigte er sich ebenfalls öfters. Er hat Dichtungen von Balde und Ferucci übertragen, aber auch solche

des Prudentius. Auf das Lateinische des Angilbert geht ein Gedicht von 1881 zurück: „Der Tag von Fontenay.“ Mehrmals hat ihn auch das Problem des Nibelungendichters beschäftigt, den er in Heinrich von Ofterdingen vermutete. Von 1889 datieren drei Aufsätze, die jedoch wie es scheint, unveröffentlicht geblieben sind: „Zur Nibelungenfrage“, „Ueber Sternadt's Vortrag: Der Kirnberg“ und „Hurch contra Sternadt.“ P. Leo hegte eine Zeitlang die Vermutung, es könnte der Nibelungendichter am Ende ein Schweizer sein und fertigte deshalb unter anderm ein sorgfältiges Verzeichnis der schweizerischen Oftringer an. — Germanistik und vergleichende Sprachforschung sind später, zumal in Sarnen sein Lieblingsstudium geworden.

Neben den alten Sprachen und den orientalischen sind P. Leo auch eine Anzahl der neuern geläufig gewesen: so vor allem das Spanische, aber auch Französisch, Italienisch und Englisch waren ihm vertraut und aus allen diesen Sprachen besitzen wir Uebertragungen von seiner Hand. Die Kenntnis dieser Sprachen kam ihm für seine vergleichenden Sprachstudien sehr zu statten. Sogar für Dialekte interessierte er sich; in seinen Sammlungen finden sich z. B. auch Sprachproben aus den „Sette Comuni“ und aus dem Ladinischen. — Die reichsten Kenntnisse mag er wohl in der Literaturgeschichte besessen haben. Von Jugend auf mit diesem Gegenstande beschäftigt, mit jenem Eifer, den Liebe und Begeisterung einflössen, diesem Studium stetsfort obliegend, wurde er mit den Erscheinungen der deutschen Literatur ausserordentlich vertraut und kannte die weitaus grösste Zahl der deutschen Dichter aus ihren Werken. Seine Detailkenntnisse in dieser Beziehung waren staunenerregend. Ein wunderbar treues Gedächtnis unterstützte ihn dabei; er war im Stande ganze Gedichte zu zitieren, kritische Aussprüche im Wortlaut wiederzugeben. Aber auch die Literatur der fremden Völker, darunter in erster Linie die spanische, waren ihm sehr vertraut. In seinem Nachlasse findet sich als Manuskript eine von ihm verfasste Geschichte der spanischen Literatur.

Umfangreiche Kenntnisse besass P. Leo in der Kunstgeschichte; besonders in der religiösen Kunst, zuvörderst der religiösen Malerei war er sehr bewandert. Sehr gut kannte er Fiesole und seine Schule, ferner die religiöse Malerei des XIX. Jahrhunderts, die Cornelius, Overbeck, Führich, Steinle usw. Sie waren, wie wir schon bei unserer Darstellung über seine Beziehungen zu Plattner gehört haben, seine Lieblinge und in Cornelius hat er den grössten Maler der neuen Zeit verehrt. Für diese Aeusserung Fischer's, die übrigens bis Ende der 80er Jahre in manchen Kreisen unbedingt herrschend war, ist eine Stelle in der Biographie Plattners bezeichnend. Er sagt von ihm, er sei neben Steinle einer der wenigen Künstler gewesen, die sich der materialistischen Geschmacksrichtung unserer Tage mit aller Kraft entgegen stemmten und nicht nur

mit gutem Willen, sondern auch mit überlegenem Genie die Traditionen der alten romantischen Kunstschule, den „Glaubensschild“ eines Cornelius, Philipp Veit und Overbeck hochhielten. Heute wissen wir, dass dieser Schule trotz aller Grösse und Hoheit ein wesentliches Erfordernis abgeht; ihren Schöpfungen fehlt die Farbe.

Für alle Gebiete der Kunstgeschichte hatte sich P. Leo umfangreiche Sammlungen angelegt. — Auch in der Geschichte kannte er sich gründlich aus und hier kam ihm wieder sein unvergleichliches Gedächtnis zu statten, das ihm nie auch nur eine Jahrzahl vorenthielt.

Ganz fremd war diesem reichen Geiste überhaupt kein Gebiet; kaum etwas drang in den Kreis seines Lebens, ohne dass er sich nicht in gewissem Masse dafür interessiert hätte. Sogar ein „Versuch eines neuen stenographischen Systems“ findet sich in seinem Nachlass; darunter stehen die launigen Verse:

„Ich stahl mir nichts vom Holze  
Des Arends' und des Stolze,  
Ich hab' in kurzen Stunden  
Die Sache selbst erfunden.“

Dass er zuweilen auch unter die Botaniker ging, haben wir bereits gehört. Er hat sich selbst einmal als Sprachbotaniker geschildert, in einem köstlichen Gedichte:

#### Des Linguisten Selbstlob. (IV. 90.)

Im schattigen Waldesgehege  
Da sass ich auf moosiger Bank,  
Das Farnkraut grünte am Wege,  
Die Tannen erhoben sich schlank.  
Es kletterte flink durch die Aeste  
Das Eichhorn mit buschigem Schweif,  
Und frug die gefiederten Gäste,  
Ob Beeren und Nüsse schon reif.

Durch Büsche, durch klaffende Lücken  
Da sah man zum Berge hinan.  
Dort wallte, die Schachtel am Rücken,  
Ein weiser botanischer Mann.  
Er zählte die Fasern am Blatte,  
Die Schritte, die zählte er nicht;  
Er kugelte hin auf die Matte  
Und wischte den Lehm vom Gesicht.

Auch ich bin ein Kenner der Wurzeln  
Und klassifiziere sie gern.  
Doch nimmer begeh' ich zu purzeln  
Gleich jenem botanischen Herrn.  
Nicht klimm' ich auf felsigem Hange  
Und breche zuletzt das Genick.  
Die Wurzeln, wonach ich verlange,  
Die stehen bei Pott und bei Fick.

Das Wort, es ist auch eine Pflanze,  
Die geistig und innerlich spriesst,  
Bis dass sich in farbigem Glanze  
Die Blüte der Rede erschliesst.  
Glückauf, wer die leise, geheime  
Entfaltung der Sprache erforscht,  
Wie zart sie sich reget im Keime  
Und knospet und wieder vermorscht!

Die Heimat P. Leo's war das Studierzimmer; seine vertrautesten Freunde waren die Bücher. Die Natur und ihre Pracht hat der Dichter nie verkannt, aber dennoch war sie ihm nicht das Eins und Alles.

„Nicht im Blütenstaube nur  
Und auf grüner Frühlingsflur;  
Auch im Schulstaub der Museen  
Kann der Geist der Dichtung wehen“,

schrieb er 1889 seinem Freunde und Ordensgenossen P. Gregor Schwander, als Widmung in ein Gedichtbändchen. — Denjenigen, die ihre Bücher nur zur Zimmerdekoration gebrauchen, widmete er das folgende Ghasel, dem es an satyrischem Beigeschmack nicht fehlt:

### Nebenher.

Die Bücher stehen in deinem Zimmer so nebenher,  
Du prunkst mit deiner Bildung Flimmer so nebenher.  
Wohl mag die Dummheit eine traurige Sache sein,  
Doch halbes Wissen ist noch schlimmer, so nebenher.  
Denn es verlangt den ganzen Mann die Wissenschaft,  
Und ihre Früchte brichst du nimmer so nebenher.

Trotz der eminent klassischen Bildung, die P. Leo besass, war er in seinem Urteile modernen Bestrebungen gegenüber nicht einseitig. Er lobte und pries das Gute, wo er es fand. Den Gegensatz und die Vorzüge von alter und neuer Zeit zeichnet er in folgender Strophe:

„Die alte Zeit hat viel gedacht  
Allein ihr Wissen war beschränkt.  
Die neue Zeit, die wenig denkt,  
Hat uns des Wissens viel gebracht.  
Vielleicht, dass einst ein Morgen graut,  
Wo sie ihr Wissen auch verdaut.“

Den wissenschaftlichen Arbeiten Leo Fischer's, den grössern Aufsätzen und Abhandlungen sowohl als den Manuskripten für den Schulgebrauch und allen Besprechungen, Referaten und Rezensionen ist eines gemeinsam: sie sind alle wunderbar klar abgefasst. Hier ist alles logisch, folgerichtig; das macht ihre Lektüre in einem gewissen Sinne leicht und angenehm. Dazu kommt die Schönheit des Stiles, so dass z. B. manche seiner Rezensionen geradezu als Muster der Gattung gelten können. Diese Referate erschienen meistens im „Augustinus“, Literaturblatt zum Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Oesterreichs, (Wien, monatlich einmal). Schon 1881 finden wir ihn als Mitarbeiter; er blieb dem Blatte treu bis zu seinem Tode. — Seine grössern Arbeiten sind teils kunsthistorische und literarische, teils rein linguistische; wir haben dieselben bereits in unserer Lebensskizze kurz erwähnt. Aus der Grieserperiode stammen die drei in den „Studien und Mitteilungen“ veröffentlichten Aufsätze „Michael Pacher“, „Ein Fragment aus dem jüngern Titurel“ und die Studie über P. Basilius Meggle. Der wertvollste ist das Fragment aus

dem jüngeren Titul; er beweist, dass P. Leo schon damals bedeutende Kenntnisse des Mittelhochdeutschen besass. Aus der Grieserzeit stammen auch gothische Sprachstudien, so der Entwurf zu einer Grammatik und Syntax dieser Sprache, ferner „das Magnificat und Benedictus bei Ulfila“, „Versuch einer Rekonstruktion der verloren gegangenen Teile des gothischen Philemontextes“, „der englische Gruss ins Gothische übertragen“, „das Fragment des Philemonbriefes bei Ulfila“. In seinen gothischen Manuskripten bediente er sich nicht des transcribierten Alphabets, sondern der Lautzeichen des Ulfila. — Die wissenschaftlichen Arbeiten, die P. Leo jeweilen als Beilage zum Jahresbericht der Lehranstalt veröffentlichte, haben wir oben auch schon erwähnt. „Der Cid und die Cidromanzen“ ist eine literarhistorische Arbeit; ihr Wert beruht fast ausschliesslich auf den herrlichen Uebersetzungen der eingestreuten Romanzen. Der Germanist Professor Dr. Stickelberger bezeichnet dieselben in einem Briefe, datiert Burgdorf, den 29. Juli 1887, als sehr gelungen und mit grosser Gewandtheit ausgeführt. Die ganze Arbeit nennt er eine „sehr schätzenswerte“. — Die zweite Programm-Arbeit „Fünf Kapitel aus der Geschichte der Sprache“, umfasst die Aufsätze: Deutsche Fremdwörter im Deutschen, Exotische Sprachgewächse, Deutsche Doppelwörter, Ueber Personennamen, Herzensangelegenheiten. Als Motto sind der Abhandlung die Worte Max Müller's vorgesetzt: „Auch die Sprache hat ihre eigentümlichen Wunder, die sie dem prüfenden Blicke des beharrlichen Forschers entschleiert. Chroniken liegen unter ihrer Oberfläche, ganze Geschichten in jedem Worte verborgen.“ Der Text, welcher 38 Quartseiten umfasst, ist ungemein anziehend und fesselnd geschrieben, stellenweise mit jenem feinen Humor, der dem Dichter immer so gut gestanden. Die Arbeit ist jedem Gebildeten leicht verständlich und enthält ausserordentlich viel überraschendes, und Dinge, die eigentlich jeder wissen sollte. Stickelberger schreibt darüber an P. Leo am 3. August 1890: „Ihre Arbeit hat das Verdienst, eine ansprechende Zusammenstellung mannigfach zerstreuter Punkte zu enthalten, z. B. die Fremdwörter nach den Herkunftssprachen geordnet. Wertvoll gerade für den Unterricht ist besonders das Kapitel: Deutsche Doppelwörter“.

Eine weitere Abhandlung erschien 1892, „Germanische Sprachelemente im Spanischen“. Der Zweck der Arbeit ist nach des Verfassers Worten einige Fingerzeige zu geben, zur Feststellung des Einflusses, welchen die deutsche, resp. gothische Sprache, auf die spanische ausgeübt hat. Diese Untersuchung war von Körting als eine noch nicht vollkommen gelöste, aber als eine der dankbarsten und wünschenswertesten Aufgaben des Philologen bezeichnet worden. P. Leo weist über 300 spanische Wörter nach, die auf deutsche, beziehungsweise gothische Stämme zurückgehen. Jedesmal ist kurz die Ableitung beigefügt, wozu

auch andere Sprachen noch beigezogen sind. Die schöne Arbeit ist ausserordentlich interessant für jeden Romanisten und Germanisten. — 1894 erschienen als letzte Frucht unermüdlichen Fleisses die „Sprachgeschichtlichen Abhandlungen“ mit den Kapiteln „Ueber Lautwandel“, „Lateinische und griechische Doppelwörter“, „Zur semitisch-indogermanischen Wurzelforschung“. Es ist eine streng wissenschaftliche Arbeit für Fachmänner berechnet. Besonders wertvoll dürfte die Studie über semitisch-indogermanische Wurzelforschung sein, als ein neuer wichtiger Beitrag zur Lösung dieser interessanten Frage. Stickelberger schrieb unterm 2. August 1894 an P. Leo: „Wieder haben Sie Ihre Fachgenossen mit einer Ihrer interessanten Arbeiten erfreut; . . Die Beispiele für den Lautwandel sind sehr schön und übersichtlich zusammengestellt; auch die Schüler können vieles daraus lernen. Mir selbst haben Sie den Zusammenhang mancher Wörter erst nahe gebracht. Wissenschaftlich am meisten Bedeutung hat jedenfalls die letzte Abhandlung ‚Zur semitisch-indogermanischen Wurzelforschung‘. Mir scheint, Sie haben die Möglichkeit eines an sich schon nahe liegenden Zusammenhanges der beiden Familien um ein Bedeutendes erhöht, denn die von Ihnen angeführten Beispiele sind zu zahlreich, als dass sie alle auf Zufall beruhen könnten.“ Dr. Gatschet, Direktor des Bureau of Ethnology in Washington bezeichnete in einem Briefe diese letzten Abhandlungen als „ingeniöse Etymologien“ und Max Müller ermunterte in einem, Oxford den 16. Oktober 1894 datierten Schreiben, den gelehrten Verfasser seine Tafeln zur Erläuterung der Grimmschen Gesetze auch für andere Gesetze fortzuführen. Leider sollte dieser Vorschlag, den P. Leo, wie aus vorhandenen Vorarbeiten hervorgeht, zu verwirklichen gedachte, nicht mehr zur Ausführung kommen. „Die sprachgeschichtlichen Abhandlungen“ sind die letzte wissenschaftliche Veröffentlichung P. Leo's. — Es kann nur bedauert werden, dass alle diese so mühevollen und schönen Arbeiten grösstenteils unbeachtet geblieben sind. Sie hätten in Fachzeitschriften publiziert werden sollen und es ist jammerschade, dass sie so in den Sarnerkatalogen vergraben sind. Es mag ja P. Leo an der Bekanntschaft mit den Leitern solcher Journale gefehlt haben und seine Einfachheit, Scheu und Bescheidenheit liessen ihn nicht herumsuchen um anzuklopfen. Die treffliche Arbeit „Fünf Kapitel aus der Geschichte der Sprache“ hätte wohl auch leicht einen Verleger gefunden, um als selbständiges Buch zu erscheinen.

Wir haben noch ein Wort über den Kritiker und Rezensenten zu sagen. „Als Kritiker“, sagt Heinrich Federer, „war P. Fischer scharf und unerbittlich, besonders wo es galt, die Reinheit unserer Sprache, den gerechten Strophenbau und den Reim zu schützen. P. Leo durfte freilich genau sein, denn die eigene spiegelhelle Form, der lautere Vers, der wohlklingende Reim, strafte den gestrengen Rezensenten wahrlich nicht Lügen.“

Auch hier kommt das fast intuitive Empfinden für echte Schönheit stets zum Ausdruck. So heisst es in der schon zitierten Besprechung von Weber's Gedichten, „die Perle aber, nicht nur der lyrischen Abteilung, sondern ohne Zweifel des ganzen Werkes, ist das herrliche Lied: ‚Die Abendglocken‘ mit seiner pittoresken Scenerie und dem zauberhaften Wohllaut seiner Verse.“ Diese Aussage hat die Folgezeit bestätigt, denn noch heute gelten „Die Abendglocken“ als das schönste Gedicht Weber's.

Einen strengen Masstab legt P. Leo immer an die Form, insbesondere sind ihm schlechte Reime ein wahrhafter Greuel.

„Allerdings“, schreibt er einmal, „hat P. Kreiten in den ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ für die schlechten Reime eine Lanze eingelegt, aber trotz alledem behält Platen's Wort seine Geltung:

Gut sei jeglicher Mensch, nicht jeder ein Künstler; und deshalb  
Sei man im Kunsturteil streng und im sittlichen mild.“

Und ein andermal zitiert er das Wort Geibel's:

„Fliegend Wasser ist der Gedanke,  
Aber durch die Kunst gebannt  
In der Form gediegene Schranke,  
Wird es blitzender Diamant“

und fügt hinzu; „Die Poesie nimmt mit Recht den ersten Rang unter allen Künsten in Anspruch, wo aber die Form, die Technik unbeachtet bleibt, da hört nicht bloss die vornehmste Kunst, sondern überhaupt alle Kunst auf und die Poesie wird in Misskredit gebracht.“ Seine Besprechungen sind reich an originellen Urteilen. Scheffel, als Dichter der Waldeinsamkeit, nennt er einmal einen metrischen Adalbert Stifter. Zuweilen, wenn dem Kritiker auch gar zu prosaische Werke vorgelegt werden, wird seine Feder sarkastisch. So schreibt er einmal: „Ueber die vielen schlechten Reime jetzt noch mit dem Dichter [dieser war seit dem Erscheinen seines Buches verstorben!] rechten zu wollen, wäre zwecklos“. Ein anderes Mal: „Diese kleine Sammlung gehört zu jenen Dichtungen, von denen man nur sagen kann, dass ihrer genau zwölf auf ein Dutzend gehen . . . im ganzen dürfte das Werkchen eher eine Vermehrung als eine Bereicherung der religiösen Poesie bilden.“ Dem Dichter einer verunglückten Messiade bringt er das tadelnde Wort des hl. Hieronymus in Erinnerung: „Non pertimuit Evangelii majestatem sub metri leges mittere“ und fügt hinzu, hier hätte das Wort wirklich Berechtigung. Wie P. Leo über eine gewisse Art von Bänkelsängertum dachte, darüber kann folgende Stelle aus einer sehr anerkennenden Besprechung religiöser Sonette von U. Park, Augsburg 1890, kaum mehr einen Zweifel aufkommen lassen: „Was er uns bietet gehört nicht unter die triviale Masse

von versifizierten Stossgebetlein und frommen Anmutungen, welche das ewige Licht erzählt; nein es ist echte religiöse Poesie, tief im Gedanken, erhaben im Ausdruck, streng korrekt in der Form.“ Wir können nicht umhin hier noch ein interessantes Urteil P. Leo's über Turgeniew, in welchem Russland neben Puschkin seinen grössten Dichter verehrt, anzufügen. In einer vergleichenden Besprechung von Turgeniew's „Frühlingswogen“ und „Dunst“ kommt er zu dem Urteile, dass der russische Dichter, wie überhaupt in vielen seiner Werke, so ganz besonders in den zwei genannten, sich selbst immer wiederhole. „Liesse sich“, sagt P. Leo, „der Verlauf der Begebenheiten durch geometrische Figuren darstellen, so würden diese in beiden Werken nahezu kongruent sein.“ Dieser Vorwurf ist wirklich begründet und jeder Leser Turgeniew's, dem ja nicht bestritten werden kann, „dass er mit griechischer Eleganz die russische Scholle gepflügt hat“, wird bei vergleichendem Nachdenken zu demselben Resultate kommen.

Wir haben früher, als wir von den Lieblingsdichtern Leo Fischer's sprachen, auch sein Verhältnis zu Goethe gestreift. Hier scheint uns der Ort, noch einmal darauf zurückzukommen.

Von Hermann Grimm wird erzählt, er hätte sich bei jedem bedeutenden Menschen die Frage vorgelegt, wie der betreffende sich zu Goethe verhalte und es hätte die Antwort sein Urteil stark beeinflusst. Bei ihm, der übrigens zu den subjektivsten Gelehrten gezählt wird, hätte P. Leo keine gute Zensur bekommen, denn er stand nicht gut mit Goethe. Das kommt auch besonders in seiner Literaturgeschichte zum Ausdruck. Dass er Goethe dennoch zu schätzen wusste, ist sicher, hat er doch einst, wie uns ein Freund berichtet, den Ausspruch getan, wenn Goethe nur das eine Lied: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh etc.“ gedichtet hätte, verdiente er unsterblich fortzuleben. Die Gründe, warum Goethe ihm nicht sympathisch war, liegen tief. Einmal ist die Erziehung und der Einfluss der Umgebung P. Leo's Ursache davon. Auch Limbourg hat ihn öfters vor Goethe geradezu gewarnt. Andererseits ist es Goethe's Leben mit seiner Vergeudung an Kraft und Zeit, das Leo Fischer abstiess. Schuld an dieser gewiss übertriebenen Abneigung ist sicher auch zum Teil der Inhalt der Dichtung Goethe's, jener Mangel an idealem Sinn und jenes materialistische Genügen an der diesseitigen Welt. Auch wirft P. Leo dem grossen Dichter geradezu Mangel an Originalität vor. Unter den ungedruckten Gedichten finden sich zwei, die seinen Standpunkt zu Goethe kennzeichnen. Wir lassen diese äusserst interessanten Zeugnisse hier folgen.

### Politisch Lied.

„Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!“  
— Geschwätz, woran man den Philister sieht.  
Er meint, weil nichts Platz hat in seinem Kopf,

Als Chloris, Doris und ein blonder Zopf,  
Soll auch den Dichtergeist, den kräftigen,  
Nur Schürzenjägerei beschäftigen.  
Und weil sein eigener Blick nicht weiter schaut,  
Als in das Gärtchen voll Salat und Kraut,  
Soll auch die Kunst, die heilige, sich nähren  
Von Gänseblümchen und Hollunderbeeren.  
Und doch hat Flaccus schon vor alter Zeit  
Dem Ruhm Augusts ein stolzes Lied geweiht;  
Politisch klang des Vogelweiders Harfe  
Und Dante's Seherwort, das schneidig scharfe.  
Durch Kunst, Natur, Geschichte, Völkerleben,  
Durch des Gedankens unermesslich Reich —  
Durch alle diese muss dem Adler gleich  
Der echte Dichter zur Vollendung streben.

Das zweite Gedicht lautet:

(Frei nach Goethe.)

Ein Quidam sagt: Ich bin von jeder Schule,  
Kein Meister lebt, mit welchem ich nicht buhle;  
In der Achilleïs mit dem Homeros,  
Im Diwan mit dem persischen Dichterheros,  
Mit dem Euripides in Iphigenien,  
Mit Martial in Epigramm und Xenien.  
Zur Elegie hat mich Properz gewiesen,  
Mit Dorothea folgte ich Louisen,  
Und wollt' ich mir ein Haideröslein holen,  
Aus Herders „Stimmen“ hab' ich es ge . . . . .

P. Leo war aber nicht nur ein grosser Gelehrter, sondern auch ein grosser Lehrer! Alle seine Schüler, und er hat deren in einem Zeitraum von zehn Jahren eine schöne Zahl unterrichtet, preisen den Verewigten als einen unvergesslichen Lehrer und treuen Führer. Heinrich Federer hat das vielleicht am besten ausgesprochen. Er schreibt in einem Dienstagbrief der „Ostschweiz“ von 1898: „Mein Literaturprofessor war ein Dichter. Man kann sich vorstellen, wie angenehm die Lektionen bei einem solchen Manne waren. Allerdings besass P. Leo eine empfindsame, weil überaus feinfühligke Natur. Er war sich nicht gewohnt, gegen Flegelhaftigkeiten in der Schule zu fechten. Auf einen groben Klotz gehört wohl ein grober Keil, aber unser Lehrer hätte diesen Keil niemals zu handhaben verstanden. Nun zu unserer Ehre sei es gesagt, eine stille Ehrfurcht vor dem Dichter bezwang unsere Bosheit meistens und nur in den seltensten Fällen, wo es eben schier gegen alle Studentenmanier gegangen wäre, liessen wir die Hörner einmal geissbockmässig schiessen . . . . .

Welch ein unermessliches Fruchtfeld erschien uns die deutsche Literatur an der Seite dieses führenden Mentors! Die Lieder Walthers,

Parsival's strenge Zeilen, die von Helden und Abenteuern, Schwertstreichen und Zitherklängen gefüllten Gedichte der Nibelungen und Gudrun, die alten Märchen und Legenden, Satiren und Lehrsprüche, dann die neue Zeit mit den rauschenden Oden Klopstock's, den Meisterwerken Goethe's, dem Schiller'schen Drama, den Geigen und Flöten und Cello's der Romantiker, Uhland's Ballade, der neuen Lyrik, hier der Süd-, dort der Nord-deutschen und in alles hinein das Summen und Singen unseres einzig schönen Volksliedes und durch alles hindurch das kraftvolle Sichniegenügen, das Drängen und innerliche Ringen nach neuen Sternen und neuem Dichterlenz.“ Bollenrucher sagt von P. Leo als Lehrer: „Ihm war es wie wenigen gegeben, seine Schüler selbst für trockene Fächer zu begeistern. Wohl litt sein Vortrag ziemlich an Isotonie, aber der Inhalt desselben liess diesen Fehler leicht vergessen. Wenn es ein jurare in verba magistri gibt, so war dies ihm gegenüber der Fall; dem Schüler galt er stets als Autorität in den von ihm docierten Disziplinen. Am interessantesten waren wohl die Literaturstunden, für welche er sich, wie für Poetik, Stilistik und Aesthetik eines selbstverfassten Leitfadens bediente. Der mittelalterlichen Volksepik war ein ganzer Jahreskurs gewidmet.“

Gerade über dieses letzterwähnte Vorgehen, die Art und Weise der Behandlung unserer mittelalterlichen Volksepen hat sich seiner Zeit Bundesrat Welti, bei einem Besuche in Sarnen, P. Leo gegenüber mit besonderer Befriedigung ausgesprochen.

Diese seltene Wirksamkeit als Lehrer hat man auch bei seinem raschen Hinscheiden besonders hervorgehoben. P. Leo war nicht nur bei den Schülern beliebt und angesehen; auch andere schätzten und priesen seine Lehrgabe. In einem bewegten Nachrufe des Luzerner Vaterland vom 24. August 1895 stellt ihm kein geringerer als der gegenwärtige Erziehungsdirektor des Kantons Obwalden selbst, Herr Nationalrat P. A. Ming das folgende schöne Zeugnis aus: „Es ist nicht jedem Gymnasium vergönnt, einen Mann wie Leo Fischer als Lehrer zu besitzen. Und manchem, der Wissen und Können in Fülle besitzt, mangelt doch die Lehrgabe. Wer etwa zufällig durchs offene Fenster des Klassenzimmers einige Sätze aus P. Leo's Vorträgen erhaschte, könnte leicht zum Urteil sich neigen, diese ermüdend monotone Vortragsweise werde kaum seine Schüler für die Schönheiten des Nibelungenliedes oder für die Geschichte des Ringens alter und neuer Völker begeistern. Wer aber mit seinen Schülern sprach, erhielt ganz andere Kunde. Alle waren für seine Fächer begeistert, denn seine äusserlich so trockenen Vorträge waren von einem Reichtume und einer Tiefe des Inhaltes und wussten zugleich den Lehrgegenstand dem jugendlichen Verstande und Gemüte so nahe zu legen, dass alle gefesselt und hingerissen wurden.“

P. Leo hat sein Lehramt überaus ernst genommen. Er war sich der Verantwortung und hohen Bedeutung desselben bewusst und hat es von der idealsten und erhabensten Seite aufgefasst. So ganz aus diesem Bewusstsein hervorgegangen sind die folgenden Verse:

„Ehret das Alter, war schon der Heiden Tugend;  
Aber Christus lehrt uns: Ehret die Jugend.“

Wie sehr ihm das Heil der anvertrauten Jugend am Herzen lag und seine innerste Seele erfüllte, bezeugt ein ungedrucktes Gedicht aus dem Jahre 1893.

### Die Lourdeskapelle.

Es ragt aus grünen Buchen  
Des Kirchleins schlanker Bau,  
Wo manche Hilfe suchen  
Bei unsrer Lieben Frau,  
Denn freundlich lädt zur Feier  
Ihr heilig Bildnis ein,  
Im lilienweissen Schleier  
Umspielt vom Sonnenschein.

Als ich dereinst betreten  
Des Kirchleins Tor, da war  
Versammelt um zu beten  
Der Schüler junge Schar.  
Auf heitrem Ausflug gaben  
Sie sich der Andacht hin,  
Sie schienen Edelknaben  
Der Himmelskönigin.

Ich sprach: „O Jungfrau, neige  
Den Flehenden Dein Ohr!  
Den reinen Seelen zeige  
Den Weg zu Gott empor!  
O nimm auch sie nicht minder  
In Deinen Schirm und Schild,  
Als einst der Hirten Kinder  
Auf Bethlehems Gefild!“

Ja, lass zu Dir sie kommen,  
Wie Du aus Jesu Hand  
Den Jünger angenommen,  
Der treu am Kreuze stand.  
Und weil sie Deinem Sohne  
Gedient, gefolgt, geglaubt,  
So setze einst die Krone  
Des Sieges auf ihr Haupt!“

Welch' schöneres und innigeres Gebet könnte ein Lehrer für seine Schüler darbringen? Welch' zartere und treuere Sorge vermöchte er seinen Schutzbefohlenen zuzuwenden?

Einem seiner Schüler gab er als Geleitworte fürs Leben in einem Triolett die folgenden kostbaren Zeilen mit:

### Segenswunsch.

Es schirme und behüte  
Dich Gott auf Deiner Bahn  
In seiner Vätergüte!  
Er schirme und behüte  
Dich stets vor Trug und Wahn.  
Dass nie der Unschuld Blüte  
Entblättere ein Orkan,  
Beschirme und behüte  
Dich Gott auf Deiner Bahn!

Und einem andern ruft er zum Abschied zu:

„Behüt Dich Gott auf Deiner Fahrt,  
Auf Deiner Fahrt durchs Leben!  
Ein lichter Engel möge, zart  
Besorgt, Dich stets umschweben.  
O folge seiner Stimme Rat,  
Wenn sich die Welt, die schlimme, naht  
Und lass Dir nimmer rauben  
Die Unschuld und den Glauben!

„Wohl wünsche ich Dir nichts als Heil  
Und Glück und gute Gaben;  
Doch, liebes Kind, der Weg ist steil  
Den wir zu wandern haben.  
Wenn Du es einst erfährst — o, dann  
Sei treu und stark, ein ganzer Mann,  
Und trage auch die Bürde  
Mit Festigkeit und Würde.

„Nun gehe hin und lebe wohl!  
Es ist vielleicht für immer.  
Doch oben strahlt am sichern Pol  
Ein Stern mit mildem Schimmer.  
Und Gottes Vaterauge wacht  
Noch milder als der Sterne Pracht.  
In seinen Schutz befehle  
Ich Deine teure Seele.“

Im Dienste der Jugenderziehung, als Lehrer und Führer, übte P. Leo auch das Predigtamt aus. Er hat nicht oft gepredigt, dafür aber jedesmal eine um so grössere Wirkung erzielt. Wie alles, was ihm oblag, bereitete er auch seine Predigten auf das sorgfältigste vor und wir finden in seinem Nachlasse sämtliche Predigten vollständig ausgearbeitet und sauber niedergeschrieben. Sie fallen schon beim blossen Durchlesen auf durch ihre wohltuende Kürze, strenge Sachlichkeit, den rhetorischen Aufbau und ganz besonders einen gewissen innigen Ton und eine grosse Kenntnis der Stimmungen des jugendlichen Herzens. Die Predigten sind auch durchaus originell, wie alles, was wir von P. Leo besitzen; sie sind dem Zuhörerkreise aufs feinste angepasst, manchmal vielleicht etwas zu hoch. Aber er treibt niemals etwa Dogmatik und noch weniger ist er blosser Moralprediger. Wenn er gerne von erhabenen Dingen spricht und grossartige Bilder entwirft und die poesievollsten Stellen der Schrift zum Zeugnisse seiner Worte aufruft, vergisst er doch niemals, dass jede Predigt in erster Linie einen praktischen Zweck hat. Wie wundervoll hat er einst am Schlusse des Schuljahres über den Text des Evangeliums: *redde rationem villicationis tuae* gepredigt! „Ein Jahr ist eine lange Zeit, und auch die Zeit ist eine Gabe Gottes. Wie habt ihr sie verwendet? Es ist seltsam, welche verschiedene Auffassung die Menschen von der Zeit haben . . . ‚Die Zeit ist eine blühende Flur‘, sagt Schiller. Sie ist es aber nicht immer, sondern für den, der nichts darauf aussät, ist sie eine öde Steppe; und sät er ein Unkraut, so blüht sie zwar, aber nicht von gutem Weizen, sondern von Disteln und Tollkirschen. Die Sämereien, die wir ausstreuen sollen in die Furchen der Zeit, sind unsere von Gott verliehenen Talente. — Wer es aus Trägheit unterlässt, seine Fähigkeiten

zu gebrauchen, der lässt den Acker brach liegen, der ihm zum Anbau zugewiesen ist; wer aber sein Talent missbraucht zur Beleidigung Gottes und des Nächsten, zu Aergernis und Verführung, der hat noch weit schlimmer gewirtschaftet: auf sein eigenes Feld hat er geistiges Unkraut gepflanzt, und die Aecker seiner Mitmenschen hat er beschädigt und verwüstet. Heil aber dem guten und getreuen Knecht! Wurden ihm viele Talente anvertraut, so wird seine Ernte eine festliche und herrliche sein, zur Zufriedenheit des himmlischen Hausvaters, zur Freude der Angehörigen und zur Beruhigung seines eigenen Gewissens; und hat er nur wenig empfangen, aber mit dem Wenigen getan, was in seinen Kräften stand, so gebührt ihm nicht mindere Anerkennung, als dem Hochbegabten, und wenn nicht auf Erden, so wird doch im Himmel sein Lohn der gleiche sein.“ Auch hier verleugnet sich der grosse Künstler und Dichter nicht, er brach eben überall durch, auch in den Predigten. Sie sind Kunstwerke, gleich fein abgestimmt nach Inhalt und Form und auch über ihnen liegt jene goldene Klarheit, die alle Werke Leo Fischer's gleichmässig auszeichnet. Einst predigte er über den Wert der Offenbarung. Er hatte den Text gewählt: „Beati oculi, qui vident, quæ vos videtis“, und die Predigt, die einen ungewöhnlichen Eindruck machte, hub also an:

„Andächtige Studierende! Ihr seid ja alle Bücherfreunde und das ist recht. Die alten Mönche waren es auch: sie nannten die Bücher ihren Schatz, die Bibliothek ihr armarium, ihre Rüstkammer, oder, wie wir über der Stiftsbibliothek von St. Gallen lesen, ihr *ψυχῆς ἰατρίον*, ihre Seelenapotheke. Dadurch wurden sie die Zivilisatoren des Mittelalters. ‚Scientia potestas est‘, sagte im Anfange der Neuzeit Bacon von Verulam; und die scientia, also auch die potestas gewinnt man, zwar nicht ausschliesslich, aber doch vorzugsweise aus den Büchern. Es ist also recht, ein Bücherfreund zu sein, und für jeden, der auf eine höhere gesellschaftliche Stellung Anspruch macht, ist es sogar absolut notwendig. Ein Kapitel aus der Bücherkunde, gewissermassen ein Stück Literaturgeschichte, möchte ich euch denn auch heute vorführen, allerdings ein sehr ernstes, ein heiliges Kapitel.

Seht da das Büchlein in meiner Hand! Es ist kein Schulbuch, aber es hat mehr Bildung verbreitet als alle Schulbücher; es ist keine Dichtung eines Dante oder Calderon, aber Calderon und Dante haben daraus ihre Ideen geschöpft; es ist kein platonischer Dialog, aber Plato würde es geküsst haben, wenn er es gekannt hätte. Darum heisst es auch das Buch der Bücher, das Evangelium, die gute Botschaft; und wenn schon von andern Büchern das Wort gilt: ‚habent sua fata libelli‘, die Bücher haben ihre Schicksale, so sind die Schicksale dieses Buches für uns im höchsten Grade interessant und beherzigenswert.“

Der Vortrag P. Leo's war mehr als einfach; die Sprache der Gebärde

schien ihm versagt zu sein. Die Stimme zeigte wenig Abwechslung, aber dennoch machte der Prediger uns Studenten jedesmal einen tiefgehenden, das Innerste bewegenden Eindruck. Es war eben auch wieder der Künstler der sprach und mit seiner ganzen Persönlichkeit sein Kunstwerk interpretierte und herausarbeitete. Auch andere, verwöhntere Leute, mit feinem Urteil, haben uns versichert, dass sie P. Leo als Prediger jeweilen sehr gerne gehört hätten und dass er ihnen immer einen starken Eindruck hinterlassen hätte; Vortrag und Persönlichkeit verschmolzen gleichsam zu einer einheitlichen, in manchen Stellen geradezu faszinierenden Wirkung.

Trotz allen Ernstes war P. Leo dennoch sehr weit davon entfernt ein Pedant zu sein; er war genau mit seinen Schülern, aber noch genauer mit sich selbst. Schon zu Anfang des Schuljahres hatte er jeweils den Lehrstoff für die Stunden des ganzen Jahres sorgfältigst ausgeteilt, alle Themata für Aufsätze, Gedichte bereits notiert. Als er im August 1895 unerwartet starb, fand sich der vollständige Unterrichtsplan für das kommende Jahr fix und fertig vor. — Aufsätze und Gedichte brachte er regelmässig in der nächsten Stunde erledigt zurück.

In der Auswahl des Stoffes, welchen er den Schülern vorlegte, ging er aufs gewissenhafteste vor; er wollte, dass sie nur das Beste kennen lernten, dieses aber gründlich.

„Für die Jugend ist nur das Beste gut,  
So hab ich oft gelesen.  
Verschont sie also mit der Flut  
Von windigen Hypothesen;  
Nur reife Früchte reicht ihr dar,  
Nur Lehren, längst erwogen,  
Nur Schätze, die seit manchem Jahr  
Der Edelrost umzogen!“

Welche tiefe Weisheit liegt in diesen Worten, nicht Schulweisheit, nein Erfahrung des Lebens! So ist P. Leo tatsächlich auch vorgegangen und das ist wohl auch der Grund gewesen, dass er für den Gebrauch seiner Schüler eine Anzahl von Leitfaden entwarf. Von diesen dürfte seine „Geschichte der Deutschen Literatur“ die wertvollste Schöpfung sein. Der Literaturgeschichte als Lehrgegenstand der Schule hat er eine hervorragende Bedeutung beigemessen und war sich klar darüber, dass die Schüler nur mit der grössten Sorgfalt in dieselbe eingeführt werden sollen. „Die Literaturgeschichte“, erklärt er einmal unberechtigten Eingriffen gegenüber, „ist ein bedenkliches Fach, wenn sie in unchristlichem Geiste betrieben wird, oder wenn der junge Mensch seine Aufgabe bei ihrem Studium in die Vielleserei setzt. Wo aber diese für die allgemeine Bildung eminent notwendige Wissenschaft mit Schonung des jugendlichen Zartgefühls und die begleitende Lektüre unter Aufsicht von Lehrern und

Ratgebern betrieben wird, da muss ihre Pflege eher geeignet sein, vor Gefahren zu schützen, als in Gefahren zu stürzen.“

Den Unterricht suchte er seinen Schülern so interessant und angenehm zu machen, als nur möglich war. „Ich habe“, fährt er in der oben zitierten Erklärung weiter, „die Pflicht, meinen Schülern die von mir vorgetragenen Fächer nicht langweilig und widerwärtig, sondern so anziehend zu machen, als das bei meinen geringen Kräften und beschränkten Hilfsmitteln möglich ist.“ Zu diesem Zwecke hatte er gerade auch für Literaturgeschichte eine interessante wertvolle Sammlung angelegt, eine „Pinacotheca rei Germanorum literariae“ mit Proben und Nachbildungen alter Handschriften, Photographien und kostbaren Autographen. Ebenso pflegte er in den Geschichtsstunden dann und wann einschlägige Bilder, alte Urkunden und merkwürdige Drucke vorzulegen. — Der Schreiber dieser Zeilen hatte P. Leo sechs Jahre lang zum Lehrer; er könnte sich aber nicht erinnern, sich je auch nur eine Minute gelangweilt zu haben; im Gegenteil es sind ihm diese Stunden eine der köstlichsten Erinnerungen der ganzen Jugend- und Studienzeit. Noch steht die hohe, imponierende Gestalt dieses unvergleichlichen Lehrers gar lebhaft vor unsern Augen! Wir haben ihn alle gern gehabt und waren ihm in Hochachtung und Verehrung zugetan. Er war gütig gegen einen Jeden, und bis er einmal in Erregung geriet oder unwillig wurde, brauchte es schon viel. Wir erinnern uns, dass so etwas in sechs Jahren kaum zwei- bis dreimal eintraf. Selten auch verhängte er eine Strafe, wie etwa Herausknien. Geschah dies, so freuten wir anderen uns immer darüber, dass er das Zeitwort hinausknien rückbezüglich gebrauchte; er sagte immer: „Knie dich hinaus!“ Aber wir bekamen das selten zu hören. Merkwürdig bleibt es, wie seine Persönlichkeit ohne weiteres durch sich selbst wirkte! P. Leo hätten wir nie einen Verdruss bereiten mögen; er brauchte nie etwa um seine Auktorität besorgt zu sein; er war aber in diesem Punkte auch nicht kleinlich, wegen einer kleinen momentanen Unruhe regte er sich auch nicht auf. Uebrigens fesselte das, was in seinen Stunden vorging, uns meistens alle derart, dass man keiner Zerstreuung bedurfte. Trotzdem P. Leo kein besonders guter Rezipator war, verstand er es dennoch, Dichterwerken, die er vorlas, etwas zu verleihen, was man später, wenn man die Texte selbst in der Hand hatte, nicht mehr darin fand, so dass sich dann öfters eine Enttäuschung einstellte. Wie meisterhaft verstand er es z. B. Weber'sche Gedichte, etwa die schöne Ballade „Alexander“ vorzulesen! Wie klangen die Verse Geibel's und Uhland's von seinem Munde! Und welcher Schüler könnte vergessen, wie melodisch die Verse des Trompeters von Säckingen oder des Goliath von seinen Lippen flossen? P. Leo war auch kein Griesgram; nicht nur, dass er einen Ausbruch jugendlicher Heiterkeit gar wohl verstehen und ertragen konnte, lachte er selbst gewöhnlich am

herzlichsten mit, wenn etwas lustiges passierte und hatte seine helle Freude daran. Als einst ein Student, der, um den häuslichen Sinn Karl's des Grossen zu schildern, erzählen wollte, dass der Kaiser Kleider getragen, zu denen seine Töchter das Garn gesponnen, behauptete: „Karl der Grosse zog die Kleider seiner Töchter an“, belustigte dieser Lapsus P. Leo selbst wohl am meisten. Selber ein Humorist, wie man es hinter dem gewöhnlich so ernsten Manne nicht vermutet hätte, war er auch nie um eine witzige Antwort oder Bemerkung verlegen. Solche Anekdoten gehen jetzt noch um. Einmal z. B. hatte ein Student unter dem Titel eines Gedichtes, das als Schulaufgabe abzuliefern war, um seiner poetischen Ohnmacht eine etwas mildere Beurteilung zu präjudizieren, den Vermerk angebracht: „Poëta nascitur“. P. Leo schrieb darunter: „Von Dichtung keine Spur“. — An seinem Namensfeste brachten ihm seine Schüler, wenn es Vormittag eine Stunde bei ihm traf, öfters eine poetische Gratulation dar, was ihm jeweils grosse Freude bereitete. Er pflegte dann gewöhnlich nicht auszufragen, sondern verschob es auf die nächste Stunde, aber — das wussten wir auch immer sicher voraus — mit einer neuen, Lektion dazu.

Im Privatverkehr war er den Schülern immer sehr entgegenkommend gütig, freundlich gesinnt und gerne bereit etwa Bücher herzuleihen; er freute sich, wenn ihn einer der Schüler um irgend eine Auskunft anging. Zur Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen, war er stets bereit und stellte dazu nicht allein seine eigene Erfahrung und seine Bücherschätze zur Verfügung, sondern schrieb sogar an grössere Bibliotheken um Manuskripte und Bücher. — In einem Nachrufe der Schwyzerzeitung vom 24. August 1895 heisst es: „P. Leo wusste seinen Schülern nicht nur eine gediegene Kenntnis dieser wichtigen Fächer [Weltgeschichte und Literaturgeschichte] zu vermitteln, sondern durch seinen lebenswürdigen Charakter gelang es ihm, auch die Herzen seiner Untergebenen voll und ganz zu gewinnen, so dass sie in ihm weniger einen strengen Lehrer fürchteten, als einen treuen Freund achteten und liebten.“ Dieses Urteil trifft wirklich zu, wir können es aus eigener Erfahrung bestätigen.

Besonders interessierte sich P. Leo um Schüler, welche Talente und Neigungen zu poetischen Arbeiten zeigten. Während seiner Sarnerjahre hat er, wie oben bereits erwähnt, den „Dichterstimmen“ eine ganze Reihe von Mitarbeitern zugeführt. Wie er selbst eine unendlich hohe Meinung von der Poesie hatte, so glaubte er, dass die Poesie und die Beschäftigung mit ihr, auch auf andere Menschen veredelnd zu wirken vermöge, besonders auf die für alles Schöne und Erhabene so rasch entflammte Jugend. „Die Poesie“, schreibt er einmal, „ist dazu angetan, das jugendliche Gemüt auf höheres hinzulenken und zu idealem Streben zu begeistern.“ Und an einem andern Orte sagt er: „Auf die Jugend in veredelnder Weise

zu wirken, ist ja eines der lohnendsten Ziele, welche die Kunst sich setzen kann“. So ist es leicht erklärlich, dass er jugendliche Talente unterstützte wie er nur konnte. Aber nicht nur angehende Dichter fanden an ihm einen stets bereiten Förderer, auch andere junge Künstler hat er beim Publikum eingeführt und ihnen, so viel er nur vermochte, die Wege geebnet. — Die meisten der jugendlichen Dichter hat allerdings eine spätere Zeit der Kunst wieder abwendig gemacht, aber einige wenigstens sind ihr treu geblieben. Für die Sarnerjahre P. Leo's aber treffen buchstäblich die Verse zu, die er einst der Schule des heiligen Benediktus widmete:

„In meiner Jünger Kreisen  
Verstummen nie,  
Die wundersamen Weisen  
Der Poesie.“





#### IV.

Der Mensch und Charakter.





## Der Mensch und Charakter.

„Ich weiss, dass Gott von oben her  
Mein Schicksal lenkt.“

Nicht nur vom Dichter und Künstler, sondern auch vom Menschen hat Heinrich Federer wohl die feinste Zeichnung entworfen. „Dieser Pater Leo Fischer, war wie alle Dichter ein ganz charakteristischer Herr. Hoch und hager hätte er seine sechs vollen alten Schweizerschuhe zwar auch ohne seine poetische Begabung gemessen. Aber kaum hätte er sein wachsbondes Haar in einer so langen Strähne in die hohe fast eckige Stirne fallen lassen, wenn es ihm nicht Apollo eingegeben hätte. Helle, graue, schier weibliche Augen schimmerten gütig aus seinem Antlitz. Oft sandte er ihre Lichter eine ganze Weile nach einer anscheinend unermesslichen Ferne, in eine Welt, welche die andern nicht gesehen haben, weil es seine eigene Dichterdomäne war. Eine scharf gezeichnete Nase und der feingezogene Mund charakterisierten sein Bild. Er redete im Allgemeinen nicht viel und sein Vortrag hatte einen eintönigen Klang. Eine überaus feine Bescheidenheit kleidete sein ganzes Wesen. Oft schien er sogar sehr befangen und schüchtern in Gesellschaft, was aber gleich ein Ende nahm, wenn vertraute Personen ein Gespräch über künstlerische Sujets begannen; dann überraschte die vielseitige anregende Anschauung, welche Pater Fischer aussprach und dem Zuhörer bewies, wie reichlich und tief der Dichter all' dies und ähnliches schon bei sich im Stillen abgewogen hatte. Mit der Tabakdose unterhielt P. Leo eine enge Freundschaft, liess öfters auch uns Schüler daran teilnehmen, wobei ich die Schärfe seines Tabaks und die gewichtige Prise, die er nahm, gleichmässig bewundert habe.“ Und an einem andern Orte zeichnet er den Dichter: „Ja, so kannten wir ihn, wie er aus dem Rahmen blickt, der gute, selige Pater, das Auge hell und rasch, die hohe Stirne licht und heiter, unentwegt hochgehalten das Haupt, von dessen Scheitel freilich die langen Dichterlocken mit poetischer Ungeniertheit über das rechte Auge herunterhingen.“

„Den persönlichen Charakter Leo Fischer's“, lesen wir in dem oben bereits zitierten schönen Nachruf des Vaterland, „würde jeder falsch beurteilt haben, der aus seinen ernsten, beinahe strengen Zügen, aus dem eintönigen Klange seiner Rede, dem oft sonderbar schüchternen Wesen Schlüsse gezogen hätte. Wer das angriff, was seine Studien, seine reiche Erfahrung, sein klarer Verstand und sein gutes Herz ihm als gut, wahr, schön und der Menschheit nützlich darstellten, hatte es allerdings mit einem schlagfertigen Gegner zu tun, der zeitweilig wohl auch heftig werden konnte, ohne die Grenzen zu überschreiten, welche Christenliebe und höhere Bildung zu ziehen pflegen. Die Aeusserungen jugendlichen Uebermutes und die Regungen studentischer Unbesonnenheit beurteilte niemand milder als Pater Leo. Das war ein Erbstück von seiner Mutter, welche wohl die Keime der Bosheit und des Leichtsinnes bei ihrem jungen Lieblinge sorgfältig ausrottete, harmlose Versehen aber sehr leicht verzieh. War das Gespräch auf die Gebiete der Kunst oder Literatur geleitet, dann schwand von P. Leo jede Schüchternheit.“

Das sind zwei Urteile von Persönlichkeiten, die P. Leo nahe gestanden und viel mit ihm verkehrt haben. Aber das ganze Wesen des Mannes schöpfen sie nicht aus. Es hat überhaupt nur ganz wenig Menschen gegeben, die den Dichter bis ins Innerste hinein gekannt haben und mit denen er wirklich intim verkehrt hat. Der Grundzug seines Wesens war Geradheit, Rechtlichkeit, ein unbeugsamer Sinn für das Gute und Gerechte. Er war immer wahr und offen; nie hat er aus Menschenfurcht zurückgehalten mit seinem Urteil. Sein schönes, klares Auge und sein offenes Gesicht waren nur das Abbild seiner Seele. Nichts war ihm verhasster, als Kriecherei und Byzantinismus nach oben, Willkür nach unten. Das hat er einst in kräftigen Versen geißelt:

### Auch ein Charakterbild.

Vor jedem Spucknapf liegt er auf den Knieen,  
In den einmal ein Mächtiger gespieen.  
Doch kommt er zu den Schwächern und Geringern,  
Dann hat er plötzlich Krallen an den Fingern.

Und ein andres Mal sagt er:

„Vor Stärkern feige und devot,  
Vor Untergeb'nen ein Despot,  
Im Glücke frech, im Unglück zahm:  
Das ist ein Bild zu Spott und Scham.  
Doch wer, das Kriechen nicht gewohnt,  
Dem Starken trotzt, des Schwachen schont,  
Im Unglück stolz, im Glücke mild:  
Der ist ein Mann mit blankem Schild.“

Das ausserordentliche an ihm war, dass dieser Sinn für Gerechtigkeit nicht dann sich aufbäumte, wenn es sich um seine Person handelte, sondern vielmehr, wenn irgend jemand anders Unrecht geschah. Ihm selbst ist manche Unbill und manche unverdiente Zurücksetzung geschehen; er hat es stille getragen und Niemanden davon gesprochen.

„Und ist die Fessel noch so schwer,  
Die mich beschränkt,  
Ich weiss, dass Gott von oben her  
Mein Schicksal lenkt.“

„Er kennt den Sperling, der vom Dach  
Zu Boden fällt.  
Ihm sei mein Leid und Ungemach  
Anheimgestellt.“

Dass er selbst kein Schmeichler war und unentwegt zur Wahrheit stand, zeigt sein Verhalten Oskar von Redwitz gegenüber. P. Leo hatte in seinen Jugendtagen den Dichter und seine Werke hochgeschätzt; dieser hatte 1881 über P. Leo das uns bekannte ausserordentlich günstige Urteil abgegeben. Dennoch leitet der letztere 1882 im Wiener Vaterland eine Besprechung von Weber's Gedichten mit den Worten ein: „Gerade zur selben Zeit, als Herr von Redwitz durch seinen ‚Odilo‘ auf den Namen eines christlichen Dichters verzichtete, um hinfort im Lager des Kulturkampfes und modernen Unglaubens seine Lorbeeren zu suchen, erhielt die katholische Literatur durch das Auftreten des Sängers von ‚Dreizehnlinden‘ reichlichen Ersatz.“ Wie viele könnten sich rühmen, in einem ähnlichen Falle sich so verhalten zu haben? Ein Seitenhieb auf Redwitz wäre gewiss nicht notwendig gewesen, ist aber bedeutsam für den Charakter Leo Fischer's.

Nicht weniger verhasst als Ungerechtigkeit und Schmeichlertum war ihm jegliche niedrige Denk- und Gesinnungsart. Er hatte einen eigentlichen Abscheu vor allem Gemeinen im Leben wie in der Kunst.

Nach Ruhm und Lob hat unser Dichter nie gehascht. Schon dem Knaben und Studenten stellt Limbourg das beste Zeugnis aus, dass er bescheiden und allem lauten Wesen abhold war, ja er schildert ihn als eine verschlossene und reservierte Natur. Etwas von dieser Scheu andern Menschen gegenüber sich zu offenbaren, ist ihm für sein ganzes Leben geblieben. P. Leo war jene feinfühligte Bescheidenheit eigen, die nichts gemachtes an sich hat und bei allen wahrhaft vornehmen Menschen getroffen wird. Auf sein Wissen oder Können bildete er sich nie etwas ein und der sogenannte Gelehrtenhochmut war ihm gründlich verhasst. Nie hat er in Rezensionen oder Aufsätzen seine Gelehrsamkeit an Zitaten spazieren geführt und damit Parade gemacht; er ist immer sachlich

geblieben, dafür aber auch selbständig. In die „Dichterstimmen“ von 1888 schrieb er einst den Spruch, der seiner Bescheidenheit das schönste Lob ausstellt:

„Wer eine Wissenschaft begann,  
Der dünkt sich ein gelehrter Mann.  
Wer sie durchforscht mit saurem Schweiss,  
Der merkt erst, dass er wenig weiss.“

Wenn man zu ihm kam, war er oft fast verlegen, und erst wenn man über etwas Bestimmtes zu plaudern anfang, wich diese Befangenheit. Heinrich Federer schreibt uns in einem Briefe vom 6. November 1906: „Ich habe mehrfach recht eindringliche Plaudereien mit dem lieben Verstorbenen gepflegt, wobei die delikate Natur, die Feinfühligkeit, das Rührmich-nicht-an seines Innern, unter der ruckweise sich zur Aussprache zwingenden, fast ungern verschlossenen äussern Manier deutlich hervorblickte“. P. Leo war überhaupt eine furchtsame Natur; er der so manchesmal Schlachten und Helden besungen und den Schweizerbergen mit ihren ewigen Firnen so manches schöne Lied geweiht, war durchaus keine Heldennatur und auch als Bergsteiger hätte er keine Lorbeeren gepflückt. Schon eine harmlose Ringelnatter vermochte ihn zu ängstigen, das Beschreiten eines schmalen Brückleins oder eines am Abgrund hingeleiteten Weges erfüllte ihn mit Besorgnis. Tatsächlich ist das Besteigen eines Gerüstes in der Kirche zu Waltenschwil auch die Veranlassung zu seiner Todeskrankheit geworden. Wie diese ganze Erscheinung zu erklären ist, dürfte nicht ganz leicht zu sagen sein. Vielleicht hat auch die, in diesem Punkte etwas einseitige Erziehung, das allzu sorgfältige Behüten etwas beigetragen oder wenigstens natürliche Anlagen noch verstärkt. Auch im Verkehr mit seiner Umgebung, besonders ihm weniger Nahestehenden, machte sich immer eine gewisse Scheu, so eine Art ängstlicher Verlegenheit bemerkbar.

Um so höher ist es anzurechnen, dass er trotz seiner Furchtsamkeit, wenn irgend ein Unglücksfall sich ereignete, sich doch nicht zurückzog. Wir erinnern uns, ihn einmal bei einem Brande in Sarnen in der Nähe des Rathauses gesehen zu haben, wie er mitten unter den gewöhnlichen Leuten sich an den Löscharbeiten beteiligte und emsig Eimer und Geschirre durch die Kette weiterreichte.

Zurückhaltend und verschlossen ist er auch seinem Publikum gegenübergetreten: Das Persönliche hat er immer für sich behalten; er war eine zu vornehme Natur, um aus sich herauszutreten. Ihm wäre es nie eingefallen, über einen Misserfolg sich zu beklagen, wie er denn über seine literarischen Arbeiten selten und zu seinen Schülern schon gar nie sprach.

„Wenn die Menschen Dir versagen  
Des verdienten Ruhmes Zoll:  
Sei zu vornehm, um zu klagen!  
Lern' es tragen  
Kühl und ruhevoll.  
Aus gekränktem Stolz zu schmähen  
Ziemt den geistigen Pygmäen.“

Er hat seine Blicke in allen Lagen des Lebens am liebsten nach oben gewandt und die Erscheinungen des Lebens mit einem ewigen Masstabe gemessen. Aber auch diese, seine tiefe innige Frömmigkeit hat er nicht zu Markte getragen. Wie etwas Persönliches behielt er auch diese für sich. Ein herrliches Zeugnis seines innigen, frommen Gottesglaubens ist das folgende Gedicht. Es ist unveröffentlicht geblieben.

### An den Gekreuzigten.

Es hängt am Kreuzesstamme  
Der treue, gute Hirt,  
Der selbst gleich einem Lamme  
Dahin geschlachtet wird.  
Bei seinem Tode spalten  
Die Felsen sich vor Schmerz;  
Wie sollte denn erkalten  
Mein schuldbewusstes Herz?

Dein Fuss, der nimmer ruhte  
Beim Rettungswerk der Welt,  
Ist nun von Staub und Blute  
Besudelt und entstellt.  
Die Hand, die nichts als Segen  
Und Gnade uns gebracht,  
Sie ist mit Hammerschlägen  
Am Kreuze festgemacht.

Um seine Schläfe ziehen  
Sich Dornen, scharf und dicht;  
Zerschlagen und verspien  
Erscheint sein Angesicht.  
Das Herz, in dem die ganze  
Erbarmung Gottes wohnt —  
Durchstochen mit der Lanze,  
Mit Hass und Pein belohnt!

O, Herr, soviel der Hiebe  
Dich mörderisch zerfleischt,  
Soviel der Gegenliebe  
Wird nun von mir erheischt!  
Drum lass mich büssen, weinen  
Und leiden in Geduld,  
Zur Sühne Deiner Peinen,  
Zur Tilgung meiner Schuld!

Wie innig fromm sind diese Zeilen gedacht und gesungen! Demjenigen der sie geschrieben, ist die Religion wahrhaft ein Stück des eigenen Lebens gewesen; sie hat ihn durchdrungen und zu einer seltenen Höhe und Tiefe der Weltauffassung geführt, hat ihn geläutert und getröstet, war ihm die Hoffnung eines kommenden Lebens. Und wie hat dieser Mann, trotz seiner äussern Geniertheit und Weltscheu doch das menschliche Herz gekannt! In einer schönen Strophe fleht er den Ewigen einst um ein mildes Gericht für sich und seine Mitmenschen an:

### „Gehe nicht mit uns ins Gericht.“

Herr, der Du uns gerufen in das Leben  
Und uns das leichtbewegte Herz gegeben,  
Du gleichst dem kurzsichtigen Menschen nicht,  
Der schonungslos den Stab dem Nächsten bricht,

Du weist den Schein zu sondern von dem Wesen,  
Du weist in jeder Seele, Gott, zu lesen,  
Du kennst des Lebens Streit und Kampf allein:  
Du wirst uns, Herr, ein milder Richter sein!

Wunderbar ist die Arbeitskraft dieses Mannes gewesen. Wenn wir die Unmasse von Manuskripten aus seinem Nachlasse vor uns sehen, fragen wir uns unwillkürlich, wo hat P. Leo neben 20—24 wöchentlichen Schulstunden die Zeit für alle diese Nebenarbeiten hergenommen? Nun, die Lösung findet sich in einem seiner Sprüche:

„Was immer für ein Arbeitsfeld  
Der Himmel Dir verleiht,  
Sei niemals geizig mit dem Geld,  
Doch geize mit der Zeit!“

An Geld und irdischen Gütern ist P. Leo wahrhaftig nicht geangen, es wäre auch ein ziemlich schwieriges Problem für einen armen Mönch. Als ihm einmal aus einem deutschen Fürstenhause, als Spende für ein Hochzeitsgedicht eine ansehnliche Summe zuing, schenkte er dieselbe für eine fromme Bestimmung weiter. Was er überhaupt an irdischem Besitz schätzte, das waren Bücher, gewiss der edelste und vornehmste Besitz. Aber auch hier war er freigebig über alle Massen; was er nicht gerade brauchte, verschenkte er an seine Schüler, um ihnen eine Freude zu machen oder sie auszuzeichnen für ein schönes Gedicht oder einen guten Aufsatz. Wie er über die irdischen Reichtümer gedacht hat, belehrt uns ein Sonett:

### Wohltätigkeit.

Erhaben ist es, Schlachten zu gewinnen  
Und eines Reiches Marken auszudehnen,  
Jedoch zu trocknen bittre Armut Tränen,  
Es ist fürwahr ein edleres Beginnen.

O lass Dir nicht das süsse Glück entrinne  
Aus Deinen Schätzen Dürft'ge zu belehnen!  
Und müden Pilgern, die nach Trost sich sehnen,  
Verweig're nicht das Obdach Deiner Zinnen.

Es ist das Gold ein seltsam Ding. Man nennt es  
Ein eitles Gut; und dennoch sagt mit Recht  
Ein altes Wort: Beati possidentes.

Die Reichen sind ein neidenswert Geschlecht,  
Wenn arme Waisen und gebeugte Kranken  
Verklärten Blicks für ihre Hilfe danken.

Wirklich geizig aber war P. Leo mit der Zeit. Diese galt ihm als das Kostbarste und es dürfte wenig Menschen gegeben haben, welche sie

so emsig nutzten, wie er. Die Nächte waren es vorzüglich, welche ihm zur Arbeit dienten. Vor Mitternacht ging er selten zur Ruhe. In der Stille der Nachtstunden gab er sich seinen Arbeiten und Studien hin, während eine Kerze ihm das spärliche Licht spendete. Eine Petroleumlampe zu gebrauchen, konnte er sich nicht entschliessen, aus Furcht vor einer Explosion. — Am Tage nahm ihn die Schule meistens in Anspruch, nach vier Uhr aber machte er gerne einen Spaziergang. Wie oftmals sahen wir die hohe Gestalt dahinschreiten und etwa gegen Sachseln zu pilgern, den Hut ein bischen schief aufgesetzt, eine qualmende Zigarre im Munde und ein Buch in der Hand. Im Winter hatte er wohl noch etwa den Kragen des Mantels hochgeschlagen, oder ein Wolltuch um den Hals gewickelt. Oder er ging draussen am Ufer des Sees auf dem Spazierdamm auf und ab, mit einer Lektüre oder etwas notierend. Wenn wir jüngern Studenten ihn so sahen, dann hiess es: „Pater Leo dichtet“. Hie und da einmal nahm er auch Anteil an einem unserer studentischen Ausflüge; wenn er so mitten unter uns sass, war er sehr gemächlich und heiter, freute sich mit uns und wenn irgend eine spasshafte Geschichte in Szene ging, so kargte er nicht mit seinem Beifall. Gewiss ist, dass es nicht bloss der Ruhm und das Können des Dichters oder das reiche Wissen des Lehrers war, das die Schüler mit so grosser Verehrung und Achtung gegen seine Person erfüllte: Es war vor allem auch der Charakter des Mannes, die nie getrübbte Freundlichkeit, die Offenheit und goldlautere Gesinnung seiner Seele, die sie unwiderstehlich anzogen. Zutreffend sagt ein Nachruf im Anzeigebblatt von Hans von Matt vom August 1895: „Wer ihn gekannt hat, den stattlichen hohen Mann im Mönchsgewande, der hat ihn auch geliebt. Durch hundert junge Herzen ist ein herber Schmerz gezogen, da die Trauerkunde sie ereilte, dass ihr Freund und Lehrer also jähen Abschied nahm“. Dass er übrigens auch selbst ein grosser Humorist sein konnte, wenn er wollte, dafür haben wir früher Belege mitgeteilt. Humor ist ja die feinste Blüte des Geistes; wie hätte sie diesem so überaus fein gebildeten Manne auch fehlen können? Schon dem Knaben ist diese Gabe nicht fremd gewesen und er hat sein damaliges Missgeschick auch teilweise unter einem mehr heitern Gesichtswinkel zu betrachten versucht. Sein Humor hat nichts Gemachtes oder Hineingetragenes an sich; er ist ursprünglich und echt, wie derjenige Scheffel's, an dem er neben dem Gelehrten gerade den Humoristen so hoch schätzte. — Humor und Satire, sagt einmal ein Dichter, seien ein Geschwisterpaar. Hier trifft das zu. P. Leo konnte auch satirisch werden. Der bittere Spott wurde in der wunderbar künstlerischen Fassung, die er ihm zu verleihen wusste, zu einer vernichtenden Waffe. Auch davon haben wir einige Proben gehört. Im grossen und ganzen ist er jedoch selten diese Pfade gegangen, jedenfalls nie aus eigenem Antrieb, sondern

provoziert durch Unverstand und Borniertheit. Doch verleugnet er auch hier den grossen Künstler und gerechten Menschen niemals.

Seine intimsten Freunde, die ihn durch und durch kannten, rühmen an ihm die Lauterkeit der Gesinnung, die Tiefe des Gemütes, das unvergleichliche Können, sein feines Urteil in allen Dingen der Kunst, seinen goldenen Humor, die Ueberlegenheit seines Geistes, die sich in allem bewährte und nicht zuletzt seine tiefreligiöse Gesinnung und aufrichtige Frömmigkeit, wie die Treue zu sich selbst und seinen Grundsätzen. Ueberrascht waren sie auch immer von der Leichtigkeit, mit der er arbeitete; ihm war es ein Leichtes, im Augenblicke ein zierliches Gedicht niederzuschreiben oder ein elegant geschürztes Bonmot in Kurs zu setzen. Für jede kleinste Gefälligkeit war er die Dankbarkeit selbst; nie, versicherte uns einer seiner besten Freunde, vergass er einen ihm erwiesenen Dienst. Sein schöner Vierzeiler:

„Willst Du den Charaktergehalt  
Eines Menschen erraten,  
Frage, wie er denen vergalt,  
Die ihm Gutes taten“,

ist nur der Reflex seiner eigenen Gesinnung. Er selbst war ein Charakter, damit ist eigentlich Alles gesagt.

Bei Tisch mit seinesgleichen, war er ein lebenswürdiger Gesellschafter und wie er sich für Alles interessierte, so verstand er auch über die heterogensten Dinge anziehend und lebhaft zu plaudern. Dabei konnte er wohl auch etwa einmal ein wenig ins Feuer geraten; er hielt eben mit seiner Meinung nie zurück und für das, was nach seiner Ansicht Wahrheit und Recht war, einzustehen, davon konnte ihn nichts zurückhalten.

Als wir Studenten einst an seinem Grabe standen, vor dem Sarge, der das was sterblich war an diesem Manne umschloss, da hatten wir alle das Gefühl, einen unersetzlichen Verlust erlitten zu haben; die ganze Grösse desselben konnten wir damals nicht ermessen. Seine Freunde aber wussten, was sie verloren: Ein grosser Geist, eine edle kindlich reine Seele, ein unvergleichlicher Künstler, ein Mensch, der tief und wahr empfand und dachte, ein treuer lieber Freund war allzufrühe dahingegangen.

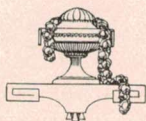


Wir sind am Ende unserer Aufgabe angekommen. Wir haben versucht, das Lebensbild dieses ausserordentlichen Mannes zu entwerfen, haben den Künstler gewertet und seine Kunst untersucht, wir haben den Gelehrten und Lehrer, den Menschen und Charakter kennen gelernt. Es ist ein seltenes Leben, das da vor uns emporgestiegen ist, wir haben dieselbe Empfindung, wie einst, da wir mit dem Lebenden noch wandelten:

Schon damals hat man ihn als einen ausserordentlichen Menschen erkannt und verehrt. — Das Menschliche und Persönliche an Leo Fischer wird denjenigen, die ihn gekannt und näher mit ihm vertraut waren, seinen Schülern und Freunden für immer unvergesslich bleiben. Das ist sicher! Und wie wird es mit dem Künstler sein? Wird auch er unvergessen bleiben? Bei denjenigen, die ihn gekannt haben, gewiss! Aber die Kunst sollte eben das Leben und die Erinnerung des Einzelnen überdauern; sie ist es, die unsterblich macht, nicht umgekehrt! Leo Fischer schloss einst einen Aufsatz über Annette von Droste-Hülshoff mit den Worten der Dichterin:

„Meine Lieder werden leben  
Wenn ich längst entschwand.  
Ob ein andrer sie gegeben,  
Oder meine Hand —  
Sie, die Lieder werden leben,  
Aber ich entschwand.“

Wir wissen, wie herrlich diese Voraussage Annettens sich erfüllt hat und noch erfüllt. Auf Leo Fischer's Lieder wird man diese Verse kaum anwenden können. Dennoch glauben wir, dass es doch auch immer wieder Geister von seinem Schlage geben wird, die seine Kunst verstehen und an seinen Liedern sich freuen. Die Schönheit bleibt ja ewig jung und altert niemals und Schönheit lebt und atmet doch fürwahr in den Schöpfungen seines Genius. Oder wird man uns vielleicht etwa sagen, diese Kunst sei reaktionär und unmodern? Uns haben die Lieder Leo Fischer's immer gefallen und wenn wir bekennen, dass wir in Böcklin den grössten Maler des XIX. Jahrhunderts, in Detlev von Liliencron und Schönaich-Carolath die grössten lyrisch-epischen Könner der letzten fünf- undzwanzig Jahre erblicken, wird man uns kaum als rückständig denunzieren können. Man soll doch auch nicht zu exklusiv sein, besonders nicht in künstlerischen Dingen. Man hat geglaubt, Cornelius und seine Schule, die „Nazarener“, wären längst begraben; auf der Jahrhundertaussstellung ist ihre grosse und fromme Kunst doch wieder auferstanden und wer hätte sich derselben ganz zu verschliessen vermocht? Wir glauben, dass die Lieder Leo Fischer's nie einen grossen Leserkreis erobern werden, aber es werden sich immer Geister finden, denen sie einen Sonntag bereiten.





# Verzeichnis der bedeutenderen Publikationen

## von P. Leo Fischer.

1. 1880 Plattner's „Te Deum“. Wiener Vaterland 1880 No. 235. Abgedruckt im Tiroler Volksblatt 1880. Ins Ungarische übersetzt und abgedruckt im „Katholikus Hetilap“ 1882.
2. 1882 Don Gabriel Garcia Moreno. Ein Lebensbild. Sendbote des göttlichen Herzens Jesu. Innsbruck 1882.
3. 1883 Ecclesia militans. Ein Cyclus historischer Gedichte. Frankfurt a. M., A. Foesser Nachfolger, 1883.
4. 1884 Ein Fragment aus dem „jüngern Titulel“. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden. V. Jahrg., Bd. 1, 1884.
5. 1885 Ein Benediktiner-Dichter aus den Tagen der Säkularisation. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden. IV. Jahrg., Bd. 2, 1885.
6. 1886 Blumen aus dem Klostergarten. Frankfurt a. M. und Luzern, A. Foesser Nachfolger, 1886.
7. 1886 Michael Pacher. Eine kunstgeschichtliche Studie. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden. VII. Jahrg., Bd. 2, 1886.
8. 1886 P. Augustin Grüniger O. S. B., Rektor und P. Leo Fischer: Quintus Horatius Flaccus, der patriotische Sänger. Beilage zum Jahresbericht der kant. Lehranstalt Sarnen, 1886.
9. 1887 Subsylvania. Festgabe zur vierten Säkularfeier des sel. Nikolaus von der Flühe. Mit einer musikalischen Beilage von J. G. Ed. Stehle. Frankfurt a. M. und Luzern, A. Foesser Nachfolger, 1887.
10. 1887 Der Cid und die Cid-Romanzen. Literarhistorische Abhandlung. Beilage zum Jahresbericht der kant. Lehranstalt, Sarnen 1887.
11. 1889 Dichtergrüsse aus den Alpen. Neue Lieder. Frankfurt a. M. und Luzern, A. Foesser Nachfolger, 1889.
12. 1890 Fünf Kapitel aus der Geschichte der Sprache. Beilage zum Jahresbericht der kant. Lehranstalt, Sarnen 1890.
13. 1892 Franz Plattner, der Theolog unter den Malern. Ein Gedenkblatt. Katholik, 1892, Bd. 2.
14. 1892 Auf der Höhe. Lieder und Balladen. Frankfurt a. M., A. Foesser Nachfolger, 1892.
15. 1892 Germanische Sprachelemente im Spanischen. Beilage zum Jahresbericht der kant. Lehranstalt, Sarnen 1892.
16. 1894 Sprachgeschichtliche Abhandlungen. Beilage zum Jahresbericht der kant. Lehranstalt Sarnen, 1894.
17. 1896 Wanderers Weisen. [Mit einem Bild des Dichters und einer Biographie von Dr. J. Böllenrücher.] Heiligenstadt, F. W. Cordier.



